

Werk

Titel: Des Abbé Rochon´s Reise nach Madagaskar und Ostindien

Autor: Rochon, Alexis Marie

Verlag: Voss

Ort: Berlin

Jahr: 1792

Kollektion: Itineraria

Werk Id: PPN243819706

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN243819706> | LOG_0008

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=243819706>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Beschreibung

der

Insel Madagaskar.

Die Insel Madagaskar erregte die Habsucht der Europäer, sobald sie nur so unglücklich war, ihnen ein wenig bekannt zu werden. Ihr Umfang, ihr ergiebiger Boden und ihre mannichfaltigen Produkte schienen der Nation, welche sie eroberte, Handelsvorthelle zu versprechen, die man nicht vernachlässigen durfte. Glücklicher Weise hat aber bis jetzt die ungesunde Luft sie vor der Sklaverei jener policirten Nationen gesichert, welche sich die ungerechte und barbarische Forderung erlauben, Völker zu unterjochen, die von ihnen Wilde genannt werden, weil sie nicht die Sitten und Gebräuche der Europäer beobachteten. Nicht eine einzige von diesen civilisirten Nationen kann sich rühmen, den heiligen Grundsätzen des Naturrechtes nur einige geringe Handelsvorthelle aufgeopfert zu haben. Alle sind ungerecht und barbarisch gewesen; fast alle haben die Dörfer, wohin Hoffnung zu Gewinn sie lockte, mit Feuer, Schwert und Ansteckung heimgesucht: und doch gehört den Wilden ihr Boden so gut, wie uns der unfrige.

Die Europäer würden wesentlichere und dauerhafte Vorthelle erlangt haben, wenn sie ihre Künste und ihre In-
Rochons Reise.

dustrie jenen Gegenden, die nichts davon wissen, mitgetheilt hätten. Diese Geschenke wären nicht unnütz gewesen, und man würde im Handel bald erfahren haben, wie sehr dieses so sanfte und so menschliche Mittel den ungerechten und grausamen vorzuziehen ist, deren man sich bedient hat, um die unglücklichen Einwohner jedes Landes, das neue Gegenstände des Reichthums darbietet, zu unterjochen.

Die Insel Madagaskar ward im Jahr 1506 von Lorenz Almeyda entdeckt; aber den Persern und Arabern war sie schon seit undenklichen Zeiten unter dem Namen Sarandib*) bekannt. Alphonso Albuquerque gab dem Ruy Pereira dy Cothintho den Auftrag, das Innere derselben zu untersuchen; und dieser General befahl dem Tristand'Alcunha, sie und besonders die vorzüglichsten Raps zu untersuchen.

Die Insel ist in acht und zwanzig Provinzen abgetheilt, deren Namen folgende sind: Anossi, Manapani, das Thal Ambul, Wohizban, Watte Manahu, Ikandre, Etomampo, Adschinguffi, Erengdranes, Wohitz-Anghombes, Manakarongha, Mantatane, Antaweres, Galembule, Tame-

*) Sarandib ist unstreitig die Benennung, womit die Araber die Insel Ceylan bezeichnen; und im Grunde ist es derselbe Name; denn Dib oder Diw bedeutet in jenen Meeren eine Insel, wie man aus Male-Diw, Lake-Diw u. a. Benennungen abnehmen kann; und Saran ist nicht verschieden von Selan (Ceylan) da r und l von den Orientalern unaufhörlich verwechselt werden. Es wäre indeß nicht unmöglich, daß auch Madagaskar diesen Namen von den Arabern erhalten hätte; die Verwechslung mit jener schon bekannteren Insel konnte denen leicht widerfahren, die etwa nur davon gehört, sie aber nicht gesehen hätten und nun nach Madagaskar kamen. Uebrigens giebt es hier noch einiges zu erinnern. Daß der Verfasser die Perser anführt, ist wohl nicht hinlänglich zu rechtfertigen, da diese Nation nicht eigentlich zu den Seefahrenden gezählt werden kann. Wenn er endlich noch hinzufügt, daß die Bekanntschaft der Araber mit Madagaskar von undenklichen Zeiten herrühre, so ist dies doch so zu verstehen, daß die unbestimmbare Epoche von der Entdeckung dieser Insel in die Zeit nach der Stiftung der Mohammedanischen Religion fällt; denn diese Religion haben die Arabischen Entdecker dahin verspflanzt. Auch sind sie nicht etwa unmittelbar aus Arabien, sondern aus ihren an der Ostküste von Afrika bis Sofala errichteten Niederlassungen nach Madagaskar gekommen. G. S.

tave, Sahaveh, Wulu-Wulu, Andafutschî, Mangabey, Adcimutschî, Mandrarey, Ampatre, Karembule, Mahasalley, Huluwey, Siwa, Ivandru, Maschikores.

Als die Portugiesen Madagaskar entdeckten, gaben sie ihm den Namen St. Lorenz-Insel. Die Franzosen unter Heinrich IV. nannten sie die Dauphine; aber am häufigsten wird sie Madagaskar genannt, obgleich ihr wahrer Name eigentlich Madefasse heißt. Sie ist, mehreren gelehrten Geographen zufolge, das Cerne des Plinius*), und die Menuthias des Ptolemäus. Ihre Lage erstreckt sich beinahe von N. N. O. nach S. S. West; und ihre Breite von 12° bis 26°. Man kann die Fläche dieser Insel, die durch ihren fruchtbaren Boden und durch ihre mannichfaltigen Produkte so berühmt ist, auf 200 Millionen Morgen (arpens) guten Acker schätzen. Sie wird in allen ihren Theilen von Flüssen und großen Strömen bewässert, besonders aber von einer Menge kleiner Bäche, welche am Fuße der langen, die Ost- und Westküste theilenden, Bergkette entspringen. Die beiden höchsten Berge der Insel sind Wigagora in Norden, und Botismene in Süden. Diese Berge enthalten in ihrem Inneren schätzbare Mineralien und Fossilien. Wenn der Reisende, in der Absicht, sich zu unterrichten, zum erstenmal wilde und gebirgige Länder durchwandert, die mit Thälern und Hügeln durchschnitten sind, und worin die Natur, ihrer eigenthümlichen Fruchtbarkeit überlassen, die sonderbarsten und mannichfaltigsten Produkte hervorbringt; und wenn er dann einen Blick auf die Fähen, ihre Gipfel, und die sie befränzenden großen Bäume wirft, die so alt wie die Erde sind; so kann er sich der Verwunderung und eines Schauders nicht enthalten. Sein Erstaunen verdoppelt sich bei dem Getöse der großen Wasserfälle, zu denen der Zugang völlig verschlossen ist. Aber auf diese wahrhaft malerischen Ge-

*) Diese Beziehung auf die Geographie der Alten ist äußerst ungewiß, und beruhet, was besonders Cerne betrifft, auf einer ganz unverbürgten Konjektur von Harduin. G. J.

genden folgen immer ländliche Ansichten, angenehme Hügel und Ebenen, wo die Vegetation nie durch üble Witterung und durch Wechsel der Jahreszeiten unterbrochen wird. Das Auge übersieht mit Vergnügen die weiten Ebenen, wo zahlreiche Heerden von Kind- und Schafvieh weiden. Die Reis- und Batattfelder gewähren gleichfalls ein neues und sehr interessantes Schauspiel. Man sieht blühenden Ackerbau, den fast bloß die Natur befördert. Die glücklichen Bewohner von Madagaskar beneßen die Erde nicht mit ihrem Schweiß; sie reifen den Boden kaum mit der Karst auf, und diese einzige Arbeit ist schon hinreichend. In geringen Entfernungen von einander machen sie kleine Löcher, streuen einige Reiskörner hinein, und scharren sie dann mit dem Fuße wieder zu. Wie äußerst fruchtbar der Boden ist, kann man daraus sehen, daß ein so bestelltes Land hundertfältigen Ertrag giebt.

In den Wäldern sieht man eine große Mannichfaltigkeit sehr schöner Bäume: Palmen von allen Arten, Färbe- und Ebenholz, Bambus von ungeheurer Größe, Pommeranzen- und Citronenbäume. Holz zum Schiffbau und zu Masten ist eben so häufig, wie Zimmer- und Tischlerholz. Flacourt sagt: er habe im Jahre 1650 zwei und funfzig tausend Pfund Aloeholz von vortreflicher Güte, das die Nerzte *agallochum*, und die Portugiesen Adlerholz (*Pao de Aquila*) nennen, nach Frankreich geschickt.

Diese Menge von Bäumen und Gesträuchen stehen mitten unter vielen Schmaroger- und Schlingpflanzen. Man trifft in den Wäldern Lerchen- und Erdschwämme von lebhaften, angenehmen Farben und von vorzüglichem Geschmack. Die *Malagaschen* nennen diese Schwämme *Holat*, und wissen die unschädlichen sehr wohl zu unterscheiden.

Man sammelt auch nützliche Gummata und Harze ein. Der milchichte Saft, den die Insulaner aus Bäumen ziehen, die bei ihnen *Finguière* heißen, giebt, wenn er gerinnt, die sonderbare Substanz, die den Naturfor-

schern unter dem Namen *gummi elasticum* bekannt ist*). Man hat in neueren Zeiten dieses elastische Harz für die Künste benutzt; selbst die Chirurgie gewinnt, durch Verbesserung der Sonden und Bandagen, schon einige Vortheile davon. Indes ist es augenscheinlich, daß man diese schätzbare Substanz noch zu vielen anderen Endzwecken brauchen kann.

Alle Wälder stehen voll Kräuter, die den Botanikern unbekannt; und theils aromatisch oder medicinisch, theils zum Färben tauglich sind. Flachs, eine Art von Hanf, das viel stärker und länger ist, als das Europäische, Zuckerrohr, Wachs, verschiedene Arten von Honig, Labak, Indigo, weißer Pfeffer, Gummi lakka, grauer Amber, mehrere seidenartige Substanzen und Baumwolle — alle diese Waaren würde Madagaskar schon seit langer Zeit in Menge zum Handel geliefert haben, wenn die Europäer, seitdem sie diese Insel besuchen, es sich hätten angelegen seyn lassen, den Einwohnern die Kenntnisse mitzutheilen, deren sie bedürfen, um die aufgezählten Sachen zu bereiten und ihnen Werth zu verschaffen. Der unermüdlichste Botaniker würde kaum in einem ganzen langen Leben die natürliche Geschichte der Vegetabilien, welche auf dieser, unter mehr als Einem Himmelsstriche liegenden

*) So viel mir bekannt ist, erhalten wir unser elastisches oder Federharz über Portugal und Frankreich aus Guiana, Brasilien und Cayenne. Es ist der mit Rauch eingedickte und daher schwarz gewordene Saft eines Baumes, den Aublet (*Hist. des Plantes de la Guiane.* p. 871. t. 335.) *Hevea guianensis* nennt, der jüngere Linné aber (im *Suppl. plant.* p. 422) als eine Gattung der *Jatropha* anführt. Es giebt in Südamerika noch außerdem einige Baumarten, deren inspissirter Saft diesen hohen Grad von Elasticität annimmt, wie z. B. die *Cecropia peltata* und eine Abart der *Ficus Indica*. Auch in China verfertigt man allerlei Spielsachen von Federharz, welches nicht, wie das Amerikanische, mit Rauch schwarz gefärbt, sondern weiß, roth, bernsteinfarbig u. dgl. dabei ganz rein und fest, aber auch brüchiger als jenes ist. Die Pflanze, von welcher es genommen wird, kennen wir nicht. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser das elastische Harz von Madagaskar mit beiden vorher erwähnten Arten verglichen hätte, um dessen Eigenschaften näher zu bestimmen. G. S.

Insel wachsen, flüchtig beschreiben können. Alle Nachforschungen in der Absicht, uns mit den Produkten von Madagaskar bekannt zu machen, werden für den Handel ebenso vortheilhaft seyn, wie für die Fortschritte unsrer Künste und Manufakturen. Gewiß giebt es wenige Länder auf der Erde, wo der Seefahrer alle Arten von Erfrischungen in größerer Menge und mit geringeren Kosten erhalten kann. In der großen Bay Antongil wußte Herr *Mahe' de la Bourdonnais* die Unfälle, die seine Flotte betroffen hatten, eben so geschickt als thätig wieder gut zu machen. Ohne die Hülfsmittel, die er sich dort verschaffte, wäre dieser geschickte Seefahrer vielleicht nicht im Stande gewesen, die See zu halten und in Indien das große Glück zu haben, das seinen Namen berühmt gemacht hat. Er mußte lange in der Bay Antongil liegen, um seine gänzlich beschädigten Schiffe auszubessern, und bedauerte es hernach sein ganzes Leben hindurch, daß er, so lange er Gouverneur der Inseln Frankreich und Bourbon gewesen war, die Produkte von Madagaskar nicht besser gekannt hatte; denn er sah ein, wie nützlich diese große Insel den unter ihm stehenden Kolonien hätte werden können. Das Bauholz, der Theer, der Wallfischthran, allerlei Arten von Pöckelfleisch, der Indigo, der Tabak, die Zubereitungen aus Flachs, Hanf, Baumwolle und verschiedenen Arten von Seide schienen ihm zu einem sehr wichtigen Handel dienen zu können. Er bewunderte die Geschicklichkeit, mit welcher die Malegaschinnen die schönen Stücke Zeug flechten, die ihnen zur Kleidung dienen. Die eine Art wird aus Fasern des Blattes vom *Raven* gemacht; die andre, welche bei den Insulanern in größerem, bei den Europäern aber in geringerem Werthe steht, aus Baumwolle und Seide.

Herr *de la Bourdonnais* wunderte sich eben so sehr über den Fleiß, womit die Malegaschen Eisen und andre Metalle schmieden und gießen; aber noch mehr Werth setzte er in ihre Art, die kleinen Stricke zu flechten, die sie

zum Wallfischfange und zum Anlegen ihrer Kanots gebrauchen. Er hoffte, ihre natürliche Geschicklichkeit und ihre Neigung zu den mechanischen Künsten würden es leicht machen, auf der Insel mehrere Handelszweige einzuführen, die für Europa und unsre Kolonien auf den Inseln Frankreich und Bourbon nützlich seyn könnten. Daher nahm er sich vor, die Administration der Ostindischen Kompagnie dahin zu vermögen, daß sie Segeltuch-Manufakturen, Schmieden, Schmelzöfen und Seilerbahnen dort anlegen sollte. Die Bevölkerung von Madagaskar ist beträchtlich genug, daß sich für dergleichen Etablissements ein glücklicher Fortgang hoffen läßt; und übrigens kann man die Handarbeit und die rohen Stoffe zu einem sehr geringen Preise haben.

Man hatte nicht zu befürchten, daß Herr de la Bourdonnais die Administration der Kompagnie für Magazine und Gebäude in große Kosten setzen wollte; im Gegentheil verlangte er, man sollte weislich die Einfachheit und Sparsamkeit der Malagaschen bei der Errichtung ihrer Hütten nachahmen. In der That wäre auch nichts nachtheiliger, als wenn man in jenen wilden Ländern zu dergleichen Werkstätten Gebäude, wie sie bei uns gebräuchlich sind, aufzuführen wollte. Es ist in Europa gar kein seltner Fall, daß nützliche Manufakturen schlecht von Statuten gehen und bisweilen gar die Unternehmer zu Grunde richten, weil diese ohne Ueberlegung in dem Bauen so verschwenderisch gewesen sind, wie es zu ihrem Hauptzwecke fast immer nicht nöthig ist.

Gewiß kann man die Industrie dieser Völker in keiner Rücksicht mit der Europäischen vergleichen; auch läßt sich der große Zeitverlust nicht genau berechnen, den ihnen die Plumpheit ihrer Werkzeuge und die Unvollkommenheit in ihrer Art zu arbeiten verursachen. Der Wilde kennt die Vortheile nicht, die mit Trennung der verschiedenen Arbeiten verbunden sind, indem dadurch jedes Individuum den höchsten Grad von Geschicklichkeit, deren es fähig ist, er-

langt, und dabei zugleich die Zeit erspart wird, die man immer verliert, wenn man von einer Arbeit zu der andern übergeht. Wer den sauren Fleiß der Wilden und ihre Geduld, in den gemeinsten Künsten etwas zu Stande zu bringen, gesehen hat, der kann sich des Gefühls der Dankbarkeit gegen diejenigen nicht erwehren, welche bei uns sich einzig und allein damit beschäftigen, die Manufakturen und die Künste zu vervollkommen. Es bedarf nur einiger neuen Erfindungen, um die Industrie einer großen Nation zu verändern. Die Erfindung des Strumpfwirkerstuhls, und die neuere, Baumwolle mit Maschinen von Manchester zu spinnen, haben in diesen zwei Arten von Industrie eine große Revolution bewirkt. Weder bei dem Stricken, noch bei dem Spinnen mit der Hand, kann man die Konkurrenz mit Arbeiten halten, die durch Maschinen gemacht werden.

Europäer, die in jenen entfernten Ländern reisen, sollten den Völkern, die von ihnen Wilde genannt werden, ihre Einsichten und Kenntnisse mittheilen, und es sich zu einer Pflicht, zu einem Gesetze machen, sie mit der Gerechtigkeit, der Gleichheit und der Zuneigung zu behandeln, welche unter Wesen von einer und derselben Art herrschen müssen. Die Aufklärung unsres Jahrhunderts erlaubt uns nicht mehr, diese heilige Pflicht zu verkennen. Wir sollten nicht vergessen, wie viel wir selbst einigen Wahrheiten verdanken, welche unsren Vorfahren unbekannt waren; denn durch sie haben wir in den zuverlässigen Wissenschaften und in den nützlichen Künsten so große Fortschritte gemacht.

Die Vervollkommnung der Vernunft hat auf das Glück des Menschen einen Einfluß, den die Kunst des geschicktesten Sophisten nicht vermindern kann. Die Einsichten können in Zukunft nur wachsen, und der Mensch wird um so besser und glücklicher, je aufgeklärter er ist. Ein System, welches das Gegentheil hiervon zur Grundlage hat, ist höchst gefährlich und falsch. Läßt sich läng-

nen, daß, wenn man einigen jungen Malegaschen eine sorgfältige Erziehung gäbe und sie dann, nachdem sie eine vollkommene Kenntniß von dem Kunstfleiß unserer Manufakturen erlangt hätten, wieder in ihr Vaterland zurückschickte — läßt sich läugnen, daß man dadurch dieser Insel eine große Wohlthat erzeugte? Um aber diese Wohlthat ungeschwächt zu lassen, müßte man die jungen Insulaner vor jenem Geiste der Frivolität zu bewahren suchen, der Europa und besonders Frankreich unglücklich macht. Vor allem müssen die Malegaschen nicht den Keim zu dieser verheerenden Pest mit zurückbringen, der jede nützliche Industrie erstickt und über ganze Nationen unzählige Uebel verbreitet. Besonders zeigt sich diese Pest in großen Hauptstädten. Millionen Menschen kommen auf dem Lande vor Elend und Beschwerlichkeiten um, indes reiche begüterte Leute nur auf angenehme Talente und auf die Künste des Luxus Werth legen. Die ungezähmte Leidenschaft, welche mäßige Leute für die unnützeften und oft die verderblichsten Sachen zeigen, ist so allgemein, daß sie keinen Eindruck mehr auf uns macht. Was hat denn also Europa so Vorzügliches, daß es sich Verachtung gegen den übrigen Theil der Erde erlauben kann? Wenn wir unsere Sitten und Geseze betrachten, so finden wir, daß wir kaum aus dem Zustande der Barbarei herausgegangen sind; und die einsichtsvollsten Männer können den Zeitpunkt noch nicht absehen, wo die gebildetste Nation von den lächerlichen Vorurtheilen frei seyn wird, welche die nützliche Industrie ersticken, und nur schädlichen, oder weniger nützlichen Gegenständen Wichtigkeit beilegen.

Die Bewohner von Madagaskar nennen sich ohne Unterschied Malegaschen und Madekassen. Sie haben im Ganzen einen vortheilhaften Wuchs und mehr als mittlere Größe. Die Farbe ihrer Haut ist verschieden: bei mancher Völkerschaft dunkelschwarz; bei mancher andern schwärzlich; bei noch andern kupfer-, bei den meisten aber olivenfarben.

Alle Schwarze haben kurzes, krauses Haar, wie die Neger auf der Küste von Afrika; aber die von der Farbe der Indier und Mulatten nicht krauseres, als die Europäer. Die Nase der letzteren ist nicht eingedrückt; ihre Stirn ist breit und offen; ihre Lippen sind nicht aufgeworfen; kurz, alle ihre Gesichtszüge regelmäßig und angenehm. Diese Völkerschaften haben in ihrem Gesichte allgemein etwas besonders Freimüthiges und Unangenehmes. Sie zeigen niemals Verlangen, etwas anderes zu lernen, als was zu den ersten und nothwendigsten Bedürfnissen gehört; und dieses Verlangen ist immer gemäßigt. Die Kenntnisse, welche Nachdenken erfordern, sind ihnen noch mehr als bloß gleichgültig. Natürliche Sorglosigkeit und eine allgemeine Apathie machen ihnen Alles, was Aufmerksamkeit erfordert, unerträglich. Sie sind nüchtern, lebhaft, gelenksam, und bringen den größten Theil ihres Lebens mit Schlaf und mit Belustigungen hin.

Der Malegasche hat, wie jeder Wilde, weder Laster noch Tugend: für ihn macht die Gegenwart alles aus; er ist schlechterdings zu keinem Vorhersehen in Stande, und begreift sogar nicht einmal, wie es Leute geben kann, die sich über die Zukunft beunruhigen. Diese Insulaner sind freie Wesen mit ruhigem Herzen und gesundem Körper. Der Mensch ist so organisirt, daß er, wenn er das Unglück hat, in moralischer oder physischer Rücksicht an sich selbst zu denken, sich fast immer in dem Zustande der Krankheit befindet. Wirklich setzt man bei einer guten Leibesbeschaffenheit wenig Werth auf den Vortheil, den man hierdurch vor beinahe allen seines Gleichen genießt. Unsere Uebel, wenn ich mich so ausdrücken darf, gehören uns; unsere Freuden aber den äußern Gegenständen, die sie uns verschaffen. Der Mensch ist ein gutes, gefühlvolles, mitleidiges Wesen; und unser Temperament treibt uns unwiderstehlich an, denen, die wir leiden sehen, zu helfen. Diese heilsame Organisation löscht gleichsam in jedem Individuum die Selbstliebe aus, und vertritt zugleich bei denen Völkern,

die im Stande der Natur leben, die Gesetze und die Tugenden. Sie hält den starken Wilden ab, dem Kinde, dem ohnmächtigen Greise ihre Nahrung zu nehmen, selbst dann, wenn er sich Gefahren und Beschwerlichkeiten aussetzen muß, um sich die seinige zu verschaffen. Sie giebt ihm auch Abscheu dagegen, seines Gleichen zu schaden; und dieses natürliche, unfreiwillige Gefühl ist zum Glück unabhängig von den Grundsätzen der Erziehung.

Der Malegase ist, wie jeder Wilde, unumschränkter Herr, zu thun, was ihm gefällt. Kein Zwang legt seiner Freiheit Fesseln an: er geht, wohin; er thut, was er will, wenn es nur seines Gleichen nicht schadet. Nie ist es einem Malegasen in den Sinn gekommen, über die Gedanken und Handlungen irgend eines Andern herrschen zu wollen. Jeder Eingeborne hat seine besondre Art zu leben, ohne daß es seinem Nachbar einfällt, ihn zu beunruhigen, oder sich auch nur darum zu bekümmern. Dies Volk ist hierin vernünftiger, als die Europäer, welche die grausame Manie haben, daß alle Völker der Erde sich nach ihren Gebräuchen, ihren Meinungen, und selbst nach ihren Vorurtheilen richten sollen.

Sind denn die Wilden also zu beklagen? sind viele unter ihnen mit ihrem Schicksal unzufrieden? kommt es uns wohl zu, den Stand der Natur zu verachten? haben wir nicht rings um uns Leute, die aus Ueberdruß ihres Daseyns es verabscheuen und sich desselben zu berauben suchen? — Der Wilde schränkt seine Bemühungen, seine Wünsche, genau darauf ein, sich das zu verschaffen, was zu seinem Lebensunterhalte nothwendig ist; er genießt in Frieden die Geschenke der Natur, und erträgt stillschweigend die Uebel, die von der Menschheit unzertrennlich sind. Das Verhalten des civilisirten Menschen ist nicht so vernünftig. Reichthum und Müßiggang reißen ihn jenen eitlen und falschen Genüssen hin, die ihm am Ende neue Schwachheiten zuziehen. Ungezähmte Leidenschaften und leichtsinniger Geschmack leiten ihn ohne Unterlaß von

dem Wege des Glückes ab. Wer diesen sucht, findet ihn nie; das Glück liegt nur in uns, und in dem guten Gebrauche, den wir von unsrer Vernunft machen.

Wären die Wilden so unglücklich, wie sie uns scheinen, weil sie alles das Ueberflüssige, in das wir so vielen Werth setzen, nicht kennen, oder verachten — würden sie sich dann weigern, unsre Sitten, Gebräuche und Geseze anzunehmen? Van der Stell, Gouverneur von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nahm (wie in der Geschichte der Reisen, Band V., erzählt wird) einen Hottentotten in seiner Kindheit weg, und ließ ihn in den Sitten und Gebräuchen von Europa erziehen. Man kleidete ihn prächtig, lehrte ihn mehrere Sprachen, und seine Fortschritte waren der Sorgfalt, die man auf seine Erziehung wandte, vollkommen angemessen. Van der Stell machte sich große Hoffnungen von dem Kopfe des Hottentotten, und schickte ihn mit einem General-Kommissarius nach Indien, wo dieser ihn in den Angelegenheiten der Kompagnie mit Nutzen brauchte. Als der Kommissarius gestorben war, kam der Hottentotte nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zurück. Wenige Tage nachher machte er einigen von seinen Hottentottischen Verwandten einen Besuch; da entschloß er sich, seinen Europäischen Puz abzulegen und sich in ein Schaffell zu kleiden. Er kam in diesem neuen Anzuge zu van der Stell zurück, trug ein Paket mit seinen vorherigen Kleidern, überreichte es dem Gouverneur, und sagte dabei: Seid so gut, Herr, Acht zu haben, daß ich diesen Kleidern auf immer entsage; ich bin entschlossen, in der Religion, in den Sitten und Gebräuchen meiner Vorfahren zu leben und zu sterben. Nur bitte ich um die einzige Gnade, daß ihr mir das Halsband und den Hirschfänger laßt, die ich trage; ich will sie euch zu Liebe behalten. — Ohne eine Antwort von dem Gouverneur zu erwarten, entfloh er sogleich, und man hat ihn am Kap niemals wieder gesehen. Solche Beispiele

sind nicht selten, und ich könnte mehrere, völlig ähnliche von den Madekassen anführen *).

*) Wenn unsere Reisebeschreiber immer so unpartheiisch und ohne Vorurtheil, wie der Abbe' Rochon, die Abarten der Menschengattung in entlegenen Weltgegenden beobachtet hätten, so wären wir schon längst bei richtigeren Begriffen über die menschliche Natur und ihre Bestimmung stehen geblieben, als uns jetzt sogar unsere Denker daraus abgezogen haben. Die Apologie der Menschenkultur liegt wirklich in dem Satze unseres Verfassers: „Der Madekasse hat weder Tugend noch Laster.“ Tugendhaft ist nur der, welcher Recht thut, weil es Recht ist; gut oder böse kann schon die Verschiedenheit des Temperaments den Menschen machen. Wenn man daher dem gebildeten Theile des Menschengeschlechtes vorwirft, daß seine Ausbildung ihn nur verschlimmert habe, so thut man ihm in so fern Unrecht, weil erst durch die Kultur die Erkenntniß des Guten und Bösen recht lebendig, und der Abstich der Handlungen gegen die Norm ihrer Gesetzmäßigkeit erst recht auffallend geworden ist. Zur Beurtheilung der Moralität jedes einzelnen Menschen, gehört aber, daß man wisse, welchen Grad der Klarheit diese Norm in ihm hätte, wie weit er das Gesetz der Sittlichkeit kannte oder nicht. Schon Paulus philosophirte, daß die Erkenntniß und Zurechnung der Sünde durch die Promulgation des Gesetzes erst möglich geworden sei; dies würde er jetzt mit größerem Rechte behaupten können, da die höchste Entwicklung aller Kräfte des menschlichen Geistes erst vor sich gehen mußte, ehe das oberste Princip jenes Gesetzes sich aus den unveränderlichen Bedingungen unserer Natur ableiten ließ. Weit entfernt also, die Europäische Kultur auf Kosten der wilden Unbefangenheit erheben zu wollen, müssen wir zugestehen, daß die Einfachheit des animalischen Lebens wenig Veranlassung zu großen Gemüthsbewegungen und zur Offenbarwerdung feindseliger Leidenschaften giebt; indess wir auf der andern Seite die Vorliebe für die rohe ungebildete Existenz des Wilden, welche Rousseau in der Theorie so weit zu treiben suchte, durch das Bewußtseyn einschränken müssen, daß die Tugend erst durch Erkenntniß möglich geworden ist. Auch unter den ungebildeten Bewohnern der Wildniß giebt es mehr oder minder glücklich organisirte Wesen, reichlicher oder spärlicher mit jener innern Harmonie der Anlage und Empfänglichkeit begabt, die sich zum Sinne des Schönen ausbilden läßt; doch wenn der Glückliche schon so geboren werden muß, daß alles Gute und Schöne, Reine und Wahre, Rechte und Weise ihm näher verwandt scheint, als das entgegengesetzte Böse, so ist es dennoch nur die höchste Ausbildung seiner Anlagen, die das Bewußtseyn dieses natürlich entschiedenen Zuges, dieses reinen Sinnes, vermöge dessen man sein selbst nicht unwürdig handeln kann, mit jenem andern Bewußtseyn der innern Gesetzmäßigkeit nach den Forderungen der Vernunft, verbindet. G. J.

Die Insel Madagaskar ist in eine Menge Völkersschaften eingetheilt. Man schätzt die Anzahl ihrer Bewohner auf vier Millionen; aber diese Angabe ist nicht genau, und kann es auch, bei dem gegenwärtigen Zustande der Insel, unmöglich seyn, da dieselbe in mehrere von einander unterschiedene Gesellschaften eingetheilt ist. Jede von diesen bewohnt eine Gegend, die sie bequem findet, und regiert sich nach ihren eigenen Gebräuchen. Eine Völkerschaft besteht aus mehreren Dörfern, von denen jedes einen besonderen Befehlshaber hat. Dieser bekommt seine Würde bisweilen durch Wahl, gewöhnlicher aber erbt sie auf ihn. Die Ländereien sind nicht eingetheilt, sondern gehören dem, der sich die Mühe giebt, sie zu bauen. Die Insulaner kennen weder Schlösser, noch Riegel. Sie leben mäßig, und essen, wenn das Bedürfnis sie dazu antreibt. Doch sieht man sie gewöhnlich um zehn Uhr Morgens und um vier Uhr Nachmittags ihre Mahlzeiten halten. Diese bestehen in sehr weißem, leichtem und wohlgeschmachtetem Reis, den sie mit Fleisch- oder Fischbrühe anfeuchten; und die letztere wird mit Gänsefuß, Ingwer, Saffran und einigen aromatischen Kräutern gewürzt. Dieses einfache Gericht wird auf Blättern vom Naven vorgefetzt, woraus sie sich Löffel, so wie Schüsseln und Tellern machen. Dieses Tischgeräth ist immer reinlich; denn bei jeder Mahlzeit wird neues genommen.

Die Malegaschen kennen nur zwei Arten, ihr Fleisch zuzurichten: sie kochen es in Gefäßen von einer guten gebrannten Erde, die sie künstlich zu verfertigen wissen, oder sie rösten es auf Kohlen. Sie fangen mit vieler Geschicklichkeit eine Menge in Europa unbekannter Vögel, die von den Naturforschern eben so sehr wegen ihres schönen Gefieders gesucht werden, als von den Reisenden wegen ihres vorzüglichen Geschmacks. Fasanen, Repphühner, Wachteln, Perlhühner, wilde Enten, fünf oder sechs Arten von Kriekenten, blaue Hühner, schwarze Papageien, weiße Reiher, Turkeltauben, Am-

feln, grüne Ringeltauben, gewöhnliche Tauben, Papageien von mancherlei Farben, und endlich eine Art von außerordentlich großen Fledermäusen, bieten den Europäern wohlschmeckende und beliebte Speisen dar. Das erstemal konnte ich solche Fledermäuse, wie ein Hühner-Frikassée zugerichtet, nicht ohne einigen Widerwillen essen. Diese Thiere sind so häßlich, daß unsre Matrosen sich vor ihrem Anblick fürchten; indeß wenn man den Widerwillen überwinden kann, den schon die bloße Vorstellung von ihnen erregt, so findet man ihr Fleisch wohlschmeckender, als das von unsren besten Hühnern.

Die Malegaschen fangen auch eine sehr große Menge Fische, sowohl in der See, als in süßem Wasser. Die, welche an der Küste wohnen, haben an Doraden (Goldkarpfen), Zungen, (solea) Sardellen, (die größer, aber weniger gut und fett als die unsrigen sind) Haringen, Makrelen, Austern, Muschelfischen, Krabben und Seeschildkröten reichliche Nahrung. Die Flüsse geben ihnen noch außerdem vortrefliche Aale und Muscheln, die vor denen in der See Vorzüge haben. Man findet übrigens an dieser Küste mehrere Arten von Fischen, die man nicht anders essen darf, als wenn man ihnen ein Stück Silber unter die Zunge gelegt hat. Verliert dies seine Farbe und wird schwarz, so würden die, welche davon äßen, die übelsten Zufälle erfahren*). Die Flotte des Admirals Bosca-

*) Dieses Mittel, giftige Fische kennen zu lernen, ist immer noch sehr unsicher; denn es kann Gifte geben, die am Silber keine Veränderung hervorbringen. Indes ist es immer gut, mit unbekanntem Fischen den Versuch zu machen und sich solcher zu enthalten, durch die das Silber anläuft. Ob das bloße Berühren, wie es hier beschrieben wird, hinreichend sey, die giftige Eigenschaft des Fisches an den Tag zu bringen, ist auch nicht ausgemacht. Ich habe auf meiner Seereise gehört, man müsse einen silbernen Löffel in den Topf stecken, in welchem der Fisch gekocht wird. Eine andere hieher gehörige Bemerkung ist die, daß dieselbe Art Fische zuweilen giftig und unter anderen Umständen unschädlich seyn kann. Hiervon habe ich das Beispiel an dem Sparus Pagrus, so wie an dem Scomber Thynnus, (dem Seebrassen und dem Thunfisch) beides edelbaren Fischen, in Mallikollo und in D. Tabeiti gehabt.

wen erlitt zu Rodrigues beträchtlichen Verlust, weil sie diese nützliche Vorsicht vernachlässigt hatte.

Die Franzosen haben nur die Ostküste der Insel Madagaskar besucht. Die Provinz Karnossi, worin das Fort Dauphin liegt, ist ihnen wohl bekannt, und eben so ein Theil von denen, worin Foulpoint, die Bay Antongil und die Insel Nossi-Hibrahim liegen.

Der südliche Theil von Madagaskar.

Der Theil von Madagaskar, worin sich das Fort Dauphin befindet, ist gut bevölkert. Fast alle Dörfer liegen auf Anhöhen und sind mit zwei Reihen starker Wallisaden, in Form von Hürdenwerk, umgeben. Innerhalb läuft ringsum eine, vier Fuß hohe Brustwehr von gestampfter Erde. Große Bambus, die fünf Fuß weit von einander fest eingeschlagen sind, bilden eine Art von Schießlöchern, welche zur Vertheidigung der Dörfer dienen; und einige von diesen sind noch durch einen zehn Fuß breiten und sechs Fuß tiefen Graben befestigt.

Die Wohnung des Oberhauptes heißt Donack. Der Donack begreift drei oder vier große Hütten in sich, die von einer besonderen Befestigung umschlossen sind. Hierin hält sich das Oberhaupt immer mit seinen Weibern und Kindern auf, und einige Sklaven bewachen Tag und Nacht die Thüren. Die Oberhäupter haben immer eine Flinte und einen mit Eisen beschlagenen Stock bei sich, dessen Ende mit einem Büschel von Kuhhaaren besetzt ist. Sie tragen eine Mütze von rother Wolle; und besonders an dieser Farbe kann man sie von ihren Untergebenen unterscheiden. Ihr Ansehen ist sehr eingeschränkt; in der Provinz Karfanossi sieht man indeß die Ländereien so an, als ob sie den Oberhäuptern gehörten, die sie denn ihren Unterthanen zum Anbau zutheilen. Sie fordern dafür einen kleinen Grundzins, der in der Landessprache *Taensa* genannt wird.

Die Bewohner der Provinz Karfanossi sind in der Kunst zu schreiben nicht ganz unwissend. Sie haben sogar einige historische Bücher in Madekassischer Sprache; aber ihre Gelehrten, welche Dmbiassen genannt werden, bedienen sich nur der Arabischen Charaktere. Sie haben Schriften über die Arzneiwissenschaft, die Geomancie und die Sterndeutkunst. Diese Dmbiassen sind zugleich Zauberer und Aerzte. Die berühmtesten kommen aus der Provinz Matatan, wo sich die Magie in ihrer ganzen Vollkommenheit erhalten hat. Die Matatanen werden von den übrigen Madekassen gefürchtet, weil sie sich in dieser lügenhaften Kunst auszeichnen. Die Dmbiassen lehren in den öffentlichen Schulen die Geomancie und die Astrologie. Die Schreibkunst ist ohne Zweifel von den Arabern, welche die Insel vor dreihundert Jahren eroberten, dahin gebracht worden. Das Papier wird in dem Thal Umbul verfertigt, und zwar aus der Papyrus nilotica, welche die Madekassen Sangasanga nennen. Man löset die zweite Rinde von diesem Schilf geschickt ab, theilt sie in sehr kleine Blätter, benetzt sie mit Wasser, legt sie in verschiedenen Richtungen auf einander, und drückt sie dann zusammen. Hierauf läßt man die Masse in einer starken Lischenlauge kochen, und stampft sie nachher in einem großen hölzernen Mörser zu einem Teig. Dieser wird dann auf einem Gitter von Bambusrohr gewaschen und gespült, um ihn von allen Unreinigkeiten zu befreien. Wenn die Operation geendigt ist, legt man das Blatt zum Trocknen an die Sonne, und leimt es mit einem Absud von Reißwasser, den man in der Madekassischen Sprache Raunpan nennt. Dies Papier ist ein wenig gelblich; aber wenn man es gut leimt, so löschet es nicht. Die Federn, deren sich die Insulaner bedienen, sind von Bambu gemacht; und ihre Tinte verfertigen sie aus der, in Wasser gekochten Rinde eines Baumes, den man Arandraton nennt. Diese Tinte ist etwas weniger schwarz, als die unsrige, aber glänzender.

In dem nordwestlichen Theile der Insel Madagaskar hat sich die Arabische Sprache einigermaßen ausgebreitet. Man weiß, daß die Arabischen Fürsten, längs der Afrikanischen Küste, wo, den Geographen zufolge, die Königreiche Monomotapa und Monocemugi liegen, große Staaten gestiftet, und sich auch die Insel Komoro unterworfen haben. Diese, nach Afrika und den nahe gelegenen Inseln verpflanzten Fürsten vergessen ihr ehemaliges Vaterland nicht. Sie führen einen freilich nicht beträchtlichen Handel mit Eden, Maskat und den Küsten von Abyssinien; sie besitzen sogar an dem Flusse Bombetok*) in Madagaskar eine Art von kleiner Niederlage, die ihnen dazu dient, sich auf der Insel auszubreiten und Handel zu treiben. Dadurch haben sie ihre Sprache eingeführt, und einige Spuren des Mohammedanismus unter den Einwohnern gelassen. Es herrschte ehemals unter den Arabern und Portugiesen in Indien ein Haß und eine Erbitterung, die bloß aus dem Religions-eifer dieser beiden Nationen entsprangen. Die Araber von Komoro und Madagaskar haben wiederholte Einfälle in die Portugiesischen Niederlassungen auf der Afrikanischen Küste gemacht und ihnen sehr geschadet, ja sogar mehrere gänzlich zerstört; doch dieser Haß hat sich gelegt, seitdem die Macht der Portugiesen schwächer, und die Gelegenheit ihnen zu schaden feltner geworden ist.

*) Der Name Bombetok oder Bombetok, dessen der Verfasser hier erwähnt und der auch in Veniowski's Nachrichten vorkommt, wird eigentlich nicht einem Flusse, sondern einer kleinen Arabischen Niederlassung gegeben, welche bei dem Hafen Managar (Manigar, auch Maningrao) an der Nordwestküste von Madagaskar befindlich ist. Dieser Hafen, der in den Karten auch den Namen des Combetora-Flusses hat, nimmt mehrere Flüsse, den Obina-Neitta, den Tangabilli zc. auf, und seine Einfahrt liegt ungefähr in 15° 35' Südlicher Breite. Der Ort Bombetok wird auch Sometok, eigentlicher aber Ampaupitoka oder Ampompitoka geschrieben. Wenige Meilen westwärts davon liegt der Hafen Neu-Massailli oder Boena, den die Englischen Seefahrer New-Massaleige oder New-Matheleage nennen. Die Nation der Sklaven bewohnt diese Küste. G. S.

Vor zwanzig Jahren wollte man in Soa diesen Stillstand der Feindseligkeiten benutzen, um in Madagaskar auf Kap St. Sebastian eine Portugiesische Niederlassung zu gründen, deren Endzweck indeß bloß religiös war, da die Portugiesen mehr darauf dachten, eine Mission als ein Comtoir anzulegen; doch dieser Plan ist nicht gelungen, und Herr Bosse, Einwohner von Bourbon, hat die traurigen Ueberreste von dieser Niederlassung gesehen.

Es ist befremdend, daß der Mohammedanismus sich auf dieser von den Arabern so oft besuchten Insel nicht weiter ausgebreitet hat; indeß, die Beschneidung, die Enthaltung von Schweinefleisch und einige kleine Ceremonien ausgenommen, die sehr wenig Einfluß auf das Verhalten des Volkes äußern, haben selbst die Abkömmlinge der Araber die Hauptgrundsätze ihrer Religionsmeinungen vergessen. Sie glauben nicht an ein andres Leben *), und nehmen, wie die Manichäer, zwei Grundwesen an: ein vollkommen gutes, und ein äußerst böses. An das erstere richten sie niemals Gebete; aber das zweite fürchten sie sehr stark, verehren es und bringen ihm ohne Unterlaß Opfer dar.

Die Insel Madagaskar liegt so nahe an der Küste von Afrika, daß man ihre Bevölkerung ganz natürlich diesem großen Welttheile zuschreiben kann. Aber jetzt durchkreuzen die verschiedenen Stämme einander so sehr, daß man sich vergebens bemühen würde, ihre Verschiedenheiten zu schildern. Die Nase der wahren Neger erkennt man auf dieser Insel leicht; doch die Abkömmlinge der Weißen sind schwerer zu unterscheiden. Die von den letztern, welche in den Provinzen Anossi und Karfanossi wohnten, behaupten von Jmina, Mohammeds Mutter, abzustammen, und haben den Namen Zafferahimini *) angenommen.

*) Dies kann man wohl nicht ohne alle Einschränkung behaupten. G. S.

*) Dies sind die in Heniowski's Nachrichten vorkommenden Kamini, die ihn zum Oberhaupte wählten, weil sie glaubten, daß er ihres Stammes sey. G. S.

men. Die in Tamatava, Foulpoint, Nossi-Hibraschim und der Bay Antongil stammen zum Theil von den alten Seeräubern, zum Theil von den Juden ab; deshalb lassen sie sich Zaffe-Hibraschim, d. i. Nachkommen von Abraham, nennen. Noch giebt es hier eine dritte Art von Weißen, welche sagen: der Kalif von Mekka habe sie nach Madagaskar geschickt, um die Bewohner der Insel in den Geheimnissen der Natur und in der Mohammedanischen Religion zu unterrichten. Diese Betrüger haben sich der Provinz Matatan bemächtigt, nachdem sie vorher die Beherrscher derselben, die Zafferamini, versagt und ermordet hatten. Man nennt sie Zaffe-Kassimambu. Sie haben eine dunklere Farbe, als die übrigen Weißen, und ihr Geschäft besteht darin, daß sie Arabisch lesen und schreiben lehren.

In den Provinzen Nossi und Karanossi glauben die Zafferamini aus der sandigen Küste von Mekka abzustammen. Man nennt sie aus diesem Grunde Ontampassemaka, und theilt sie in drei Klassen: die Rhoadrians, die Unakandrians und die Onhatsi. Die erste und ausgezeichnetste sind die Rhoadrians, die sich das Vorrecht, die Thiere zu tödten, zugeeignet haben. Unter wilden, von der Jagd lebenden Völkern ist das Fleischerhandwerk fast immer ehrenvoll; die Rhoadrians sind daher die Großen des Landes, und immer wählt man aus ihnen den Souverain *).

Die Unakandrians stammen von den Rhoadrians und von einem Weibe aus einer geringeren Klasse ab; deshalb theilen sie mit den Rhoadrians die Ehre und den Gewinn, für die andren Insulaner die Thiere zu schlachten, die zu ihrem Unterhalte nützlich sind.

Die Onhatsi sind die letzte Klasse der Ontampassemaka; sie haben aber keinen besonderen Vorzug. Es

* Man vergleiche hiermit, was Veniowski über diese verschiedenen Stämme oder Kasten der Malegaschen sagt. Die Verschiedenheit zwischen beiden Nachrichten ist leicht begreiflich. Unvollkommene Sprachkenntnis kann verursacht haben, daß beide nicht ganz zutreffen; doch scheint die hier gegebene sowohl umständlicher, als genauer zu seyn. G. S.

sind gewöhnlich brave Soldaten, die sich zu schlagen, einen Stein oder eine Hassagai zu werfen wissen, und ihre Zeit mit Tänzen, Spielen, Schlafen und Belustigungen zubringen. Sie lernen von ihrer zartesten Kindheit an einige Lieder, worin moralische Lehren, oder auch Fabeln von ihrem Ursprunge enthalten sind.

Die eingebornen Schwarzen werden in vier Klassen eingetheilt: in die *Voadziri*, die *Lohavohits*, die *Dnsoa* und die *Endeves*. Die *Voadziri*, welche von den alten Beherrschern der Insel abstammen sollen, haben gewöhnlich einen beträchtlichen Reichthum an Sklaven und Heerden, und können mehrere Dörfer besitzen. Sie müssen bei dem Volke in großer Achtung stehen; denn sie haben, ungeachtet des Despotismus der Araber, von denen die Provinz *Anossi* erobert worden ist, das Recht, die ihren Unterthanen gehörigen Thiere zu tödten, wenn sich kein *Rhoandrian* oder *Anakandrian* gegenwärtig befindet. — Die *Lohavohits* sind weit weniger mächtig, als die *Voadziri*: sie können nie mehr, als Ein Dorf besitzen; und welchen Reichthum an Heerden sie auch haben mögen, so müssen sie doch immer einen *Rhoandrian* oder *Anakandrian* holen lassen, um die Thiere zu schlachten, die ihnen und ihren Unterthanen zur Nahrung dienen sollen.

Die Klasse der *Dnsoa* folgt unmittelbar auf die *Lohavohits*, mit denen sie nahe verwandt ist; sie hat aber nicht das mindeste Vorrecht, oder die mindeste Autorität. Die *Endeves* sind geborne Sklaven; und ihr Name bedeutet in der Madefassischen Sprache einen verlorenen Menschen.

Die Eingebornen der Insel haben von ihrem Ursprung eine Fabel, die recht gut zu den von uns angegebenen Unterabtheilungen der verschiedenen Rassen *) paßt.

*) Dieses Wort hat man aus Indien entlehnt, wo es die Stämme der Eingebornen bedeutet, deren dort ursprünglich vier sind, wovon aber jede eine große Anzahl Unterabtheilungen hat, die sich bis auf 37 erstrecken. (S. *Dalrymple's Oriental*

Die, welche einige Gelehrsamkeit besitzen, erzählen nehmlich: der Schöpfer des Himmels und der Erde habe aus dem Leibe des ersten Mannes, während derselbe geschlafen, sieben Weiber genommen; und diese sind die Mütter der verschiedenen *Rassen*. Die *Rhoandrians* stammen von dem ersten Manne, und dem Weibe ab, das aus seinem Gehirn genommen ward. Die Mütter der *Anakandrians* und *Dngatsi* haben einen weniger edlen Ursprung; denn die eine ward aus dem Halse, die andre aus der linken Schulter genommen. Die *Boadziri* verdanken ihren Ursprung dem ersten Manne und dem Weibe, das, während er in tiefem Schläfe lag, aus seiner rechten Seite hervorging. Die Mutter der *Eohavohits* und der *Dnoga* kam aus dem Schenkel und der Wade. Die *Endeves* aber haben einen niedrigeren Ursprung; denn man läßt sie aus der Fußsohle des ersten Mannes abstammen.

Gewiß ist es traurig, daß man unter den Bewohnern der großen Provinz *Anossi* solche lächerliche Fabeln über die Ungleichheit der Stände findet. Welche beklagenswerthe Ungereimtheit, daß Wilde nicht Brüder seyn und nicht einen gemeinschaftlichen Ursprung haben wollen! Dies Phänomen läßt sich nicht anders erklären, als aus der Eroberung von *Madagaskar* durch die Araber, die Vorfahren der *Rhoandrians*. Dieser fremde Stamm hat allenthalben, wohin er sich ausgebreitet, Spuren von dem leidigsten Aberglauben hinterlassen. Jetzt sind die *Rhoandrians* bis etwa auf zwanzig Familien vermindert. Nur in der Provinz *Anossi* giebt es noch dergleichen, und man kann hoffen, daß die Insel endlich von dem Joch und der Regierung dieser Eroberer befreiet werden wird, die sie verheert und mit einigen Ceremonien des *Mohammedanismus* angesteckt haben.

Repertory No. 1. p. 49. Die Fabel von der Entstehung der vier Hauptstämme in Indien hat mit der Madefassischen sehr viele Aehnlichkeit. Man vergleiche *Robertson's* historische Untersuchung über die Kenntniß der Alten von Indien. Deutsche Uebersetzung, S. 347. G. S.

Die Malegaschen sind den Rhoandrians nur als freie Unterthanen unterworfen. Sie wechseln ihre Oberhäupter nach Willkühr, und können sich zu jedem hin begeben, der ihnen Glück und Ruhe zusichert. Diese Insulaner sind zu muthig, um sich einem lästigen Joche zu unterwerfen; aber oft schadet ihre äußerst große Leichtgläubigkeit, ohne daß sie es denken können, ihrer Freiheit und dem Glück ihrer Unternehmungen.

Wie sollten auch diese, in der dicksten Finsterniß lebenden Völker sich vor den Betrügereien der Umbiassen hüten können, da die aufgeklärtesten Nationen noch täglich von Betrügern und Scharlatanen hintergangen werden! Es scheint für den Menschen ein Bedürfniß zu seyn, daß er sich von Chimären unterjochen läßt. Selten ist die Vernunft stark genug, ihn bis auf einen gewissen Punkt vor jener Liebe zum Wunderbaren zu behüten, die ihn oft zu den lächerlichsten Täuschungen hinreißt; und wenn er unter gesitteten Nationen diesen unglücklichen Hang bisweilen mit Kunst verbirgt, so thut er es bloß, weil er sich seiner Schwachheit schämt.

Die Malegaschen in der Provinz Anossi sind lebhaft, fröhlich, gefühlvoll, erkenntlich, auch nicht ohne Einsichten und Fähigkeit. Sie lieben die Weiber leidenschaftlich, lassen in ihrer Gegenwart nie Traurigkeit merken, und haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als daß sie dem andern Geschlechte zu gefallen suchen. Dies erhält hier mehr, als in jedem andren Lande, die Achtung und Ehrerbietung, die eben so billig, als für das Glück der Gesellschaft nothwendig ist. Der Mann befehlt hier nie als Despot, und die Frau gehorcht nie als Sklavin; vielmehr hat das andre Geschlecht in der Wagschale der Macht das Uebergewicht. Sie herrschen durch Reize, Annehmlichkeit und Schönheit; denn, die Farbe abgerechnet, sind die Madekassischen Weiber schön; sie haben einen schlanken Wuchs, angenehme feine Gesichtszüge, eine zarte Haut,

glänzend weiße Zähne, und schöne blaue Augen mit einem glänzendbraunen Augapfel.

Es ist nicht selten, daß die Reichen und die Oberhäupter mehrere Weiber besitzen; indefs heirathen sie nur Eins auf eine gesetzmäßige Art, und die andern werden als Konkubinen angesehen. Diese Gewohnheit hat in Madagaskar keine unangenehmen Folgen; alle diese Weiber leben recht gut mit einander, und übrigens geht immer eine Scheidung vor, wenn die eheliche Verbindung dem Manne oder der Frau mißfällt. Doch bei der Scheidung wird das Heirathsgut wechselseitig zurückgegeben. Man betrachtet in Madagaskar den Ehebruch wie einen Diebstahl, und bestraft ihn auch so; auch wird der Ehestand äußerst in Ehren gehalten. Die Männer warnen die Fremden, sich nicht an ihre Weiber zu machen; aber sie bieten ihnen ihre Töchter an, und finden sich geehrt, wenn diese Kinder von denselben bekommen. Man erkennt die verheiratheten Weiber an ihren Haaren, welche geflochten und oben auf dem Kopfe zusammen gebunden sind; da hingegen die Mädchen sie nachlässig auf die Schulter herunter fallen lassen. Die Männer sind bei ihren Weibern immer zufrieden, und ihre Gegenwart macht sie fröhlich. Sobald sie dieselben bemerken, fangen sie an zu singen und zu tanzen, und wiederholen unaufhörlich, daß sie die Sorgen des Lebens mildern. Die Malegaschischen Weiber scheinen glücklich zu seyn und sind immer in guter Laune. Ihr lebhaftes, fröhliches und sich immer gleiches Temperament gefällt den Europäern außerordentlich.

Indefs die Malegaschen im Kriege sind, singen und tanzen ihre Weiber den ganzen Tag und selbst einen großen Theil der Nacht hindurch. Sie glauben nehmlich, dieses unaufhörliche Tanzen belebe ihre Männer, und vermehre ihre Stärke und ihren Muth. Raun nehmen sie sich Zeit, ihre Mahlzeit zu genießen. Wenn der Krieg geendigt ist, versammeln sie sich bei Sonnenuntergang. Das Tanzen und Singen fängt dann immer bei dem Schall mehrerer Instru-

mente auf eine sehr lärmende Art an. Ihre Lieder sind theils Lobgesänge, theils Satyren, und die Zuhörer schienen mir immer sehr viel Antheil daran zu nehmen. Diese Spiele sind sehr nützlich, da man in ihnen schöne Handlungen preist und sich über lächerliche aufhält. Sobald ein Mädchen bemerkt, daß ihre Gesundheit durch den Umgang mit den Europäern gelitten hat, entzieht sie sich diesen fröhlichen Zusammenkünften, um beißende Spöttereien zu vermeiden und um sich von den *Ombiaffen*, oder Ärzten des Landes, behandeln zu lassen. Sie zeigt sich nicht eher wieder in Gesellschaft, als bis sie völlig geheilt ist. Diese Gewohnheit verhindert, daß die venerische Krankheit sich auf dieser Insel nicht eben so ausbreiten kann, wie in Europa. Uebrigens haben die *Ombiaffen* ein Mittel dagegen gefunden, das sehr heilsam seyn soll. Ich erinnere mich nicht, wie die Pflanze heißt, deren sie sich bedienen; doch weiß ich, daß ihre Blätter denen von der *Philaria* *) gleichen. Die Aerzte schreiben der Kranken vor, dies Blatt zu kauen und zu verschlucken, und dabei wechselsweise auf dem Rücken und auf dem Bauche horizontal zu liegen. Sie darf nicht mit Decken belastet werden; und damit die Transpiration nicht gestört wird, muß man, so lange das Arzneimittel wirkt, rings um sie her ein helles, lebhaftes Feuer unterhalten. Am gewöhnlichsten setzt sich die Krankheits-Materie an der Fußsohle ab, und das Geschwür, das daselbst entsteht, hat selten üble Folgen. Man sorgt übrigens dafür, daß die Hitze des Feuers nicht allzu un bequem für die Kranke ist. So weiß dieses wilde Volk sich in kürzerer Zeit, als wir, glücklich von einer Krankheit zu befreien, die wir ihm mitgetheilt haben und die bei uns so viele Verheerungen angerichtet hat.

Anstatt die Wilden zu beklagen, daß sie mit den Europäern bekannt geworden sind, scheinen die meisten Rei-

*) Es ist sehr zu bedauern, daß Herr *Kochon* nicht Botaniker war. Eine Pflanze, die von so großem Nutzen in der Heilkunde seyn könnte, hätte wohl verdient, daß man genauer wüßte, ob man hier *Filaria* oder *Phillyrea* lesen soll. G. S.

senden Vergnügen daran zu finden, sie mit allen Arten von Schmähungen zu überhäufen. Auf solche Art hat man ihnen die Gastfreiheit, die sie so edelmüthig und uneigennützig bewiesen haben, fast immer vergolten! Man lese nur Flacourt; ihm zufolge sollte man glauben, der Malegasse sey der größte Bösewicht, Betrüger und Schmeichler von der Welt. Er scheuet sich nicht, zu versichern, daß bei diesen Insulanern Rachsucht und Verrätherei für Tugenden, Mitleid und Erkenntlichkeit aber für Schwachheiten gelten. Solche ungereimte Deklamationen können indeß nur den täuschen, der nicht mit Rousseau den Menschen in seinem ursprünglichen Zustande studirt hat. Kann denn ein Mensch, der sich ohne Zwang den Regungen der Natur überläßt, wohl verderbt oder böshaft seyn? Wenn jemand aus einem civilisirten Volke von einer heftigen Leidenschaft beherrscht wird, so stürzen seine, mehr aufgereizten, als befriedigten Begierden ihn in einen Abgrund, aus dem alle Stärke der Vernunft ihn nicht herausziehen kann. Der Wilde aber erfährt nichts Aehnliches, wenn er bei seinen Vergnügungen dem Antriebe seiner Sinne folgt. Was auch Reisende sagen mögen — schlechte Sitten finden sich nur in dem Zustande der Civilisirung. Die Schwierigkeit, seine Neigungen zu befriedigen, lenkt den Menschen von dem Wege ab, den die Natur ihm vorgezeichnet hat. Eine schlecht geleitete Erziehung, verderbliche Beispiele, vervielfachtes Interesse, frivole Neigungen und erkünstelte Bedürfnisse setzen in unsern Augen die menschliche Natur so weit herab, daß einige Philosophen dadurch auf den Gedanken gerathen sind, wir würden mit einem geheimen Hange zum Laster geboren. Der Naturmensch, sagt Hobbes, ist ein böshaftes Kind. Aber fern sey von uns eine so widrige Idee! wir wollen in unseres Gleichen gute und mitleidige Wesen sehen! Ich habe den Charakter und die Gebräuche der Einwohner von Madagaskar mit einiger Sorgfalt studirt, verschiednemale Versammlungen von ihnen beigewohnt, worin wichtige Angelegenheiten verhan-

delt wurden, ihre Tänze, Spiele und Zeitvertreibe beobachtet, und bei ihnen die kluge Mäßigung gefunden, die sie vor den schädlichen Ausschweifungen, den bei policirten Nationen so gewöhnlichen Lastern, sichert.

Zwar haben die Malegaschen bisweilen Verrätherei gebraucht; aber dann waren sie durch die Tyrannei der Europäer dazu gezwungen. Der Schwache hat ja gegen den Starken keine andere Waffen; und kann jenes Volk sich anders gegen unser Geschütz und unsre Bajonette vertheidigen? — Zur Vergeltung der Gastfreiheit, die sie uns so edelmüthig beweisen, werden sie von uns äußerst tyrannisch behandelt; und wir nennen sie Verräther und Feige, wenn wir sie zwingen, das Joch zu zerbrechen, das wir ihnen so gern auflegen! Diese traurigen Wahrheiten sind durch den Untergang verschiedener Etablissements, welche die Europäer auf Madagaskar zu errichten versucht haben, nur allzu sehr bestätigt. Der Kapitain *Picault* erhielt im Jahre 1642 für sich und seine Handelsgenossen das ausschließende Privilegium, Handel mit Madagaskar zu treiben; und um eben die Zeit ward einer Gesellschaft von reichen Kaufleuten durch einregistrirte Patente der Handel mit dieser Insel bewilligt. *Pronis* bekam den Auftrag, Madagaskar im Namen des Königs in Besitz zu nehmen; auch hatte er Befehl, an einem fruchtbaren Orte, der sich befestigen ließe, und bei dem man sicher und leicht landen könnte, ein Etablissement anzulegen. Er wählte das Dorf *Manghefia*, welches in 24° 30' S. Br. an dem äußersten Ende der Provinz *Karfanossi* liegt. Dieser Ort schien allem, was man zur Absicht hatte, zu entsprechen. Die zahlreichen Heerden von Rindvieh, die es rings umher giebt, und die fruchtbaren Reis- und Batattfelder benahmen ihm alle Unruhe über Mangel an Lebensmitteln. Ein schiffbarer Strom, der am Fuße des Berges *Siliva* entspringt, bewässert Wiesen von unermeslichem Umfange; Zimmer- und Schiffbauholz ist in der Nähe bequemer Werfte; und

der Hafen wird durch die kleine Insel St. Lucie gänzlich vor dem Winde geschützt.

Raum hatte Pronis sich in Manghafia niedergelassen, so brachte der Kapitain Resimont ihm aus Frankreich siebzig Mann, um seine kleine Kolonie zu verstärken; aber wegen der ungesunden Luft starb in einem Monath ein Drittheil der Franzosen. Pronis sah sich genöthigt, dieses erste Etablissement zu verlassen, so vortheilhaft auch die Lage desselben war. Er begab sich nun mit den Ueberresten seiner kleinen Kolonie schnell nach der Halbinsel Eholangar, die in 25° S. Br. liegt und eine gesündere Luft hat.

Diese Halbinsel wird unvermerkt breiter; es ist daher leicht, sie durch Redouten und Pallisaden zu versperren, und sie auf diese Art vor den Unternehmungen der Insulaner zu sichern. Das daselbst erbaute Fort beherrscht die Rhede, und ist um hundert und funfzig Fuß höher, als die Meeresfläche. Ein Feind, der hier vor Anker läge, würde das Feuer von den Batterien, das die Rhede beherrscht, nicht aushalten. Eine steile und von Brandungen umgebene Küste macht das Land schwer, und der Zugang zu dem Fort würde unmöglich seyn, wenn man noch einige Fortifikationen hinzu fügte. Dieses Fort, welches Fort Dauphin genannt wird, ist ein längliches Viereck und mit guten Mauern umgeben, die mit Kalk und Sand gebauet, und mit einem vortreflichen Cement bekleidet sind. Die Seite nach der Rhede zu ist nicht geschlossen, weil man es unnütz fand. Der Ankergrund ist vortreflich; ein Schiff würde eher seine Tauen zerreißen, als die Anker schleppen. Der schöne Fluß Fanscher, der an dem Fuße der hohen Berge von Manghabeu entspringt, ergießt sich zwei Stunden weit von dem Fort Dauphin, und sehr nahe bei dem Kap Kanavat, in das Meer. Dieser Fluß speiset einen großen See, den die Insulaner den See Ambul nennen. Er hat zehntausend Toisen im Umfange, und seine mittlere Tiefe beträgt vier-

zig Fuß. Dieser See würde ein vortreflicher Hafen seyn, wenn der Kanal, durch den er mit dem Meere in Verbindung ist, nicht oft von Trieb sand verstopft wäre. Es giebt Zeiten, wo große Fahrzeuge in dieses Bassin einlaufen könnten; aber sie sind selten. Der Strom muß bei einem plötzlichen Anschwellen mit Gewalt die Sandbank zurücktreiben, welche die Fluth und der Wind täglich vor seiner Mündung aufhäufen. Diese Barren entstehen da, wo der Strom des Wassers mit der Gewalt der Fluth in Gleichgewicht ist. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, die Durchfahrt frei zu machen und die Bank wegzuschaffen, welche die Schiffe am Einlaufen in diesen schönen Hafen verhindert. Man müßte in einer angemessenen Entfernung und in einer Richtung, die sich nur nach sorgfältigen Beobachtungen an Ort und Stelle bestimmen läßt, einige alte, mit Ballast beladene Schiffgerippe versenken. Alle Mittel, einen Damm im Meere zu errichten, sind zu diesem Endzwecke gut; aber die Anwendung von alten Schiffgerippen scheint mir das bequemste, schnellste, und am wenigsten kostbare. Uebrigens muß eine Erfahrung von dieser Art, wie sie auch ausfallen mag, nothwendig nützlich und belehrend werden. — Der Fluß F a n s c h e r ist funfzehn bis zwanzig Stunden weit schiffbar; und die Arbeiten, die zur Vervollkommnung der Fahrt auf ihm noch nöthig wären, sind unbedeutend.

Die Landspitze I t a p e r, im Norden von F o r t D a u p h i n, schließt im südlichen Theile die große Bay L u k a r. Die Insel S t. K l a r a schützt sie vor den Seewinden, und verhütet, daß die Mündung des kleinen Flusses I t a p e r nicht, wie die von dem F a n s c h e r, verstopft werden kann. Der Hafen liegt unter dem Winde der Insel; die Seefahrer besuchen aber diesen Ankerplatz nicht oft, weil die Bay L u k a r voller Klippen ist.

Die Halbinsel T h o l a n g a r war für den glücklichen Fortgang der Niederlassung unter P r o n i s sehr günstig, da das reiche und fruchtbare Thal U m b u l, und die Nähe

mehrerer schiffbaren Flüsse alle Besorgnisse wegen der Anschaffung von Lebensmitteln hoben. Gruben von Eisen und vorzüglich gutem Stahl, Hanf, Harze, Theer, Zimmer- und Schiffbauholz — das alles sind Vortheile, die ein kluger und einsichtsvoller Gouverneur gewiß nicht vernachlässigt haben würde. Aber Pronis war ein Mann ohne Talent und Industrie. Der Müßiggang, worin er und die sämmtlichen unter seinem Befehle stehenden Franzosen lebten, stürzte die Kolonie in alle die Unordnungen, die er gewöhnlich hervorbringt. Auf Ungebundenheit folgte Empörungsg Geist; und bald legten die, welche ihrem Befehlshaber Unterwerfung und Gehorsam schuldig waren, ihn in Ketten. Pronis blieb sechs Monathe lang in Gefangenschaft, bis ihn ein Schiff, das aus Frankreich die jetzt höchst nothwendigen Lebensmittel brachte, wieder befreiete. Aber kaum war dies geschehen, so machte er sich eines neuen Verbrechens schuldig; er verkaufte nehmlich an van der Meester, Gouverneur von St. Mauritius (dem jetzigen Isle de France) öffentlich die unglücklichen Malegaschen, die im Dienste der Kompagnie standen; und — was den Unwillen der Insulaner im höchsten Grade erregte — es befanden sich unter diesen Sklaven sechszehn Weiber von dem Stamme der Pohaohits.

Sobald die Kompagnie dieses strafbare Verhalten erfuhr, nahm sie dem Befehlshaber seine Bestallung. Flacourt ward an seiner Stelle gewählt; er kam aber erst zu Ende des Decembers 1648 zu Fort Dauphin an. Wir haben von ihm eine umständliche Nachricht von dem, was unter seiner Administration vorgefallen ist; und so brauche ich die Ungerechtigkeiten und die Gewaltthaten, welche dieser Gouverneur gegen die unglücklichen Insulaner verübte, nicht zu schildern. Im Jahr 1661 schickte er vierzig Franzosen mit einem Trupp bewaffneter Schwarzen aus, um die fruchtbare Gegend des Fauscher mit Feuer und Schwert zu verheeren. Die Art, wie dieser Befehlshaber die ihm so edelmüthig erwiesene Gastfreiheit

verleßte, kann in einem aufgeklärten Jahrhundert keinen Vertheidiger finden; und wie sollten wir es heut zu Tage wagen, wilde Nationen, die sich für unsre Tyrannei zu rächen suchten, der Treulosigkeit zu beschuldigen! — Flacourt wußte sich zwar bei den Franzosen, die unter seinen Befehlen standen, besser Gehoriam zu verschaffen, als Pronis; aber er zeigte nicht, daß er die Grundsätze des Naturrechts besser kannte. Mag Flacourt's Geschichte von Madagaskar lesen, wer Muth dazu hat; wir wollen sehen, ob seine Nachfolger weniger unmenschlich gewesen sind.

Fort Dauphin brannte im Jahr 1655 ab, und ward erst 1663 wieder aufgebanet. Der damalige Gouverneur, Chamargou, schickte la Case'n aus, um den nördlich von dem Lande der Matatanen gelegenen Theil der Insel zu untersuchen. La Case vollzog diesen Auftrag mit vieler Einsicht. Es wird vielleicht nicht unnütz seyn, wenn ich hier etwas über den Charakter dieses Mannes sage, dessen Andenken auf Madagaskar noch berühmt ist. La Case war ein angenommener Name; eigentlich hieß der Mann le Bacher, und war aus Rochelle gebürtig. Bei seiner Ankunft zu Fort Dauphin standen die Franzosen bei den Insulanern in gar keiner Achtung; und die Kolonie in dem Fort war, so viel sie auch gekostet hatte, in einem sehr elenden und beklagenswerthen Zustande. La Case unternahm es, den Ruf des Französischen Volkes wieder herzustellen, und es gelang ihm. Wegen sehr vieler Siege, gaben die Malegaschen ihm den Beinamen Dian Puffe. Eine größere Ehre konnten sie ihm nicht erweisen; denn Dian Puffe hieß ein Oberhaupt, das ehemals die Insel eroberte und dessen Andenken bei diesen Völkern noch sehr geehrt wird.

Nur die Franzosen ließen la Case'n nicht die Gerechtigkeit widerfahren, die er für seine Tapferkeit und sein gutes Verhalten verdiente. Der Gouverneur von Fort Dauphin war eifersüchtig auf den Ruhm, den

jener sich durch die geschickte Vollziehung der ihm gegebenen schwierigen Aufträge erworben hatte, und weigerte sich, ihn zu belohnen und zu befördern. Der Beherrscher der Provinz Ambul, Namens Dian = Rassit at, benutzte das gerechte Mißvergnügen des la Case, um ihn an sich zu ziehen. Fünf Franzosen folgten diesem, und verließen Fort Dauphin. Dian = Kong, die Tochter des Dian = Rassit at, verliebte sich heftig in la Case'n, und bot ihm, mit Bewilligung ihres Vaters, ihre Hand an. Dieser alte und schwache Fürst hatte am Rande seines Grabes den Trost, das Glück seiner Unterthanen dadurch zu sichern, daß er seinen Schwiegersohn zum unumschränkten Herrn der reichen und fruchtbaren Provinz Ambul machte. La Case schlug, als er Dian = Kong zur Gattin nahm, den Titel und die Ehre aus, die in diesem Lande mit der höchsten Macht verbunden sind, und wollte nur als der erste Unterthan seiner Frau angesehen seyn, die bei dem Tode ihres Vaters zur Monarchin erklärt ward. La Case ward von Dian = Kong, die mit einer reizenden Gesichtsbildung großen Muth und seltne Eigenschaften verband, zärtlich geliebt, und von seiner Familie, so wie von den Ambulern, deren Vater er war, verehrt. Doch für das Gedeihen der Französischen Niederlassung im Fort Dauphin konnte er nur ohnmächtige Wünsche thun. Er durfte seinen Landsleuten nicht zu Hülfe kommen, ob er gleich wußte, daß sie sich in der größten Noth befanden. Chamargou hatte auf la Case'n's Kopf und auf den Kopf der fünf Franzosen, die ihm nach Ambul gefolgt waren, einen Preis gesetzt. Die Oberhäupter in der Nachbarschaft des Forts waren äußerst aufgebracht darüber, daß man dem Leben eines Mannes nachzustellen wagte, für den sie die tiefste Ehrfurcht hatten, und weigerten sich einmüthig, dem Fort Lebensmittel zu verschaffen. Zu den Fiebern und andren Krankheiten, welche die Anzahl der Franzosen bis auf achtzig vermindert hatten, kam nun noch eine gänzliche Hungerstoth. Unsre Niederlassung im Fort Dauphin war

war ihrem gänzlichen Untergange nahe, als die Ankunft eines Schiffes unter dem Befehle eines Edelmannes aus Bretagne, Namens Kerkadio, den Uebeln, welche die Kolonie betroffen hatten, auf einige Zeit abhalf. Seitdem die Franzosen nach Madagaskar gekommen waren, hatten ohne Unterlaß Unordnung und Verwirrung unter ihnen geherrscht. Die Insulaner haßten sie, und sungen sogar an, sie zu verachten. Unsre Tyrannei hatte sie empört, aber unsre innerlichen Uneinigkeiten das Schrecken vermindert, das die Ueberlegenheit unserer Waffen ihnen Anfangs verursachte. Der Kapitain Kerkadio sah ein, daß die Hülfe, die er aus Frankreich brachte, nicht von langer Dauer seyn konnte. Dieser brave Officier, der weder die Vorurtheile, noch die Härte seines Standes hatte, hielt es für nöthig, Chamargou'n zu bewegen, daß er sich wieder mit La Case'n versöhnte. Er stellte ihm vor, daß er einen Mann, der durch seine Verheirathung mit Dian-Nong nicht bloß unumschränkter Herr von der Provinz Ambul, sondern auch Souverain der ganzen Insel Madagaskar geworden wäre, nicht mehr als seinen Subaltern ansehen müsse. Was konnte auch wohl unglücklichere Folgen für die Franzosen haben, als unsinnige Halsstarrigkeit eines Chefs von einer fast zu Grunde gehenden Kolonie, wenn er darauf bestand, einen eben so mächtigen, als geehrten Mann, der ihn mit Einem Worte zu vernichten im Stande war, wie einen Rebellen zu behandeln! Kerkadio verzweifelte indes, daß seine Gründe auf den von Vorurtheilen eingenommenen und aufgebrachtten Chamargou Eindruck machen würden; daher wandte er sich an einen unterrichteten Advokaten, der sich durch einen nicht gewöhnlichen Zufall mit ihm eingeschiffet hatte, und bat ihn dringend, und als Freund, alle seine Talente anzuwenden, um den Gouverneur über seinen und der ihm anvertrauten Kolonie wahren Vortheil zu belehren.

Daß dem Advokaten dieses schwere Unternehmen gelang, hatte er weniger seiner Beredsamkeit, als der Ehre

zu verdanken, daß der Marschall de la Meilleraye ihn kannte und sein Beschützer war. Sobald er dem Gouv. Chamargou zu versichern gab: er könne nicht umhin, dem Marschall von dem Unglück und vielleicht von dem Untergange des Forts Dauphin Rechenschaft zu geben; so ward der vorher so stolze, unbiegsame Gouverneur, welcher dem Hunger und dem Tode trostete, und die traurigen Ueberreste der ihm anvertrauten Kolonie seiner Rachsucht aufopfern wollte, plötzlich besorgt und furchtsam. Schon der bloße Name des Marschalls setzte ihn in Schrecken. Er ließ den Kapitain Kerkadio bitten, ihm seine Hartnäckigkeit zu verzeihen; und suchte ihn auf alle nur mögliche Art zu bewegen, daß er ihn mit la Case'n auslöshen sollte, wobei er sich schon im Voraus zu jeder Genugthuung, die man von ihm fordern würde, anheischig machte. Kerkadio reiste, in Begleitung des Advokaten, nach Ambul ab; und die Unterhandlung, die er übernommen hatte, ging schnell und leicht von Statuten. La Case verachtete die vergeblichen Bemühungen seiner Feinde; denn dieser würdige Mann hatte kein lebhafteres Verlangen, als seinen Landsleuten nützlich zu seyn. Er eilte ihnen zu Hülfe, sobald man ihm Erlaubniß dazu gab, und brachte Frieden und Ueberfluß mit sich nach dem Fort Dauphin. So lange man seinen Rath befolgte, litt die dortige Niederlassung nicht mehr durch Unordnung und Eied.

Dian Kong zeigte sich nicht weniger großmüthig, als ihr Mann. Jeder Franzose — so stark ist die Macht der Tugend! — fühlte sich wahrhaft von dem heroischen Muth dieser Frau gerührt, welche Herrschaft genug über sich hatte, um das Andenken an das ihrem Manne zugefügte Böse ganz zu unterdrücken. Sie folgte jenem sanften Antriebe, oder vielmehr jenem angeborenen Bedürfnisse des Menschen, seines Gleichen zu helfen, wenn er ihn in Noth sieht.

Der Advokat genoß mit seinem Freunde Rerkadio zugleich das Glück, Frieden und Ueberfluß in dem Fort Dauphin wieder hergestellt zu haben; doch vergaß er dabei die verabscheuungswerthe List nicht, die ihn seinen werthen Studien und seinem Stande entrissen hatte. Er irrte seit mehreren Jahren ohne Zweck und Plan auf einem stürmischen Meer umher, und durchstreifte entfernte Länder, ohne daß Neigung oder Vortheil ihn antrieb, sie zu besuchen. Seine Wünsche waren nur auf sein Vaterland gerichtet; sie konnten aber erst nach neuen Beschwerlichkeiten erfüllt werden. Möchte doch seine Geschichte Leichtgläubigen zur Warnung dienen! Seine Familie hatte den Befehl nachgesucht und ausgemirkt, daß sein Bruder wegen übler Aufführung nach Madagaskar gebracht werden sollte. Der Advokat, dem man den Auftrag gab, diesen Befehl vollziehen zu lassen, war so unvorsichtig, daß er sich in Nantes einem von jenen dienstfertigen Menschen anvertraute, die das unselige Talent haben, den Fremden Zutrauen einzusößen und es zu benutzen. Der Letztere fand es drollig, den Advokaten einschiffen, und den Bruder entkommen zu lassen. Durch diesen doppelten Betrug bemächtigte er sich dann der Börse von Beiden*).

La Case blieb nur so lange im Fort Dauphin, als es durchaus nöthig war, um daselbst Ueberfluß und Ruhe wieder herzustellen. Seiner Gattin Dian Nong gefiel es dort gar nicht, und ihre besonderen Angelegenheiten riefen sie wieder nach Umbul; überdies war Chamargou mehr eifersüchtig über La Case's glücklichen Erfolg, als erkenntlich für die ihm von jenem geleisteten Dienste, und er würde demselben unfehlbar Mißvergnügen verursacht haben. La Case konnte hieran um so weniger zweifeln, da der Gouverneur nicht, so wie die übrigen

*) Hier folgt in dem Original eine lange, nichts Neues enthaltende Betrachtung über Verbrechen, Strafen und verwandte Gegenstände. Man würde sie wohl in jedem andern Buche eher suchen, als in einer Reise nach Madagaskar; sie konnte daher in der Uebersetzung füglich weggelassen werden.

Personen der Colonie, in ihn drang, daß er in dem Fort bleiben sollte. Aber in eben dem Augenblick, da die Franzosen, zweihundert an der Zahl, in der fruchtbaren Provinz Karakossi beträchtliche Imposten erhoben und den Insulanern Gesetze vorschrieben, verwüstete aufs neue ein bürgerlicher Krieg diese schönen Gegenden, und machte la Case's Dienste nothwendig. Dieser, noch mehr für die Franzosen, als für die Malegaschen, unglückliche Krieg ward durch den unüberlegten Religionsseifer eines Missionarius veranlaßt. Dian Manange, Beherrscher der Provinz Mandrarey, ein mächtiger, verständiger, müthiger Mann und ein treuer Bundesgenosse der Franzosen, hatte den Pater Stephan vom Orden der Lazaristen, Superior der Mission in Madagaskar, in seinem Donack auf eine sehr ausgezeichnete Art aufgenommen. Der Pater, dem die guten Eigenschaften des Dian Manange gefielen, bildete sich ein, es würde ihm leicht werden, ihn zu bekehren. Als der Letztere das Vorhaben merkte, glaubte er, seine Freundschaft für die Franzosen und besonders die Empfehlung seines Freundes la Case forderten von ihm, daß er dem eifrigen Missionar zuvorsagte, wie unnütz seine Bemühungen wären. — Die Malegaschen mögen gern öffentlich sprechen; daher versammelte Dian Manange seine Weiber und seine Hausleute, um dem Pater Stephan in ihrer Gegenwart zu erklären, daß nichts in Stande wäre, ihn von seinen Gewohnheiten abzubringen.

„Ich beklage, sagte er zu dem Pater, deine Thorheit, daß du verlangst, ich soll in meinen Jahren mein Glück und die Freuden, die ich in meinem Donack rings um mich habe, deinem Willen aufopfern; ich beklage dich, daß du dessen beraubt bist, was die Sorgen des Lebens vertreibt. Du erlaubst mir, mit Einem Weibe zu leben; aber ist Ein Weib ein Glück — warum sollten denn viele Weiber ein Uebel seyn, wenn Friede und Eintracht unter ihnen herrschen? Siehst du unter uns irgend eine Spur von

Eifersucht oder Haß? Nein, alle unsere Weiber sind gut; alle suchen mich glücklich zu machen, und ich bin mehr ihr Sklav, als ihr Herr. Doch, wenn deine Grundsätze so nützlich, so nothwendig sind — weshalb befolgen deine Brüder im Fort sie nicht? weshalb zwingst du sie nicht, sie zu beobachten? Sie müssen den Werth und den Nachdruck deiner Worte besser kennen, als ich. Glaube mir, Freund, ich will dich nicht betrügen. Es ist mir unmöglich meinen Gewohnheiten zu entsagen, und ich werde sie nur mit meinem Leben verlassen. Aber ich erlaube dir, deinen Eifer an den Völkern zu zeigen, die meiner Herrschaft unterworfen sind. Auch über meine Familie und meine Kinder gebe ich dir diese Macht. Sie wird dir aber nicht viel helfen, wenn du deine Lehren nicht nach unsern Sitten und Gebräuchen einzurichten weißt.“

Der Vater Stephan beantwortete diese Rede nur mit dem unbedingten Befehl: Dian Manange sollte augenblicklich alle seine Weiber verstoßen und nur eine einzige behalten; ja, er vergaß sich so weit, daß er ihm verwegen drohete: wenn er den Befehl nicht augenblicklich befolgte, so sollten die Franzosen ihm seine Weiber mit Gewalt wegnehmen. Man kann leicht denken, daß eine so unerwartete Heftigkeit Alles in dem Donack unwillig machen und empören mußte. Die Weiber fielen über den Missionar her, und überhäuften ihn mit Schmähungen und Schlägen; ja, sie würden ihn in ihrer Wuth unfehlbar erwürgt haben, wenn Dian Manange, ungeachtet der ihn bestürmenden Unruhe, ihm nicht eilig zu Hülfe gekommen wäre. Er mußte alle seine Autorität brauchen, daß er einen Augenblick mit dem Mönche allein bleiben konnte. Dann entließ er ihn mit einem reichen Geschenke. Er that noch mehr: er verlangte von dem Missionar vierzehn Tage Bedenkzeit, um sich über die wichtige Angelegenheit seiner Befehring zu entschließen. Aber dieser Aufschub, den er so dringend forderte, und den der Missionar kaum zugestand, hatte einen ganz andern Zweck. Dian Manange wollte nur Zeit ge-

winnen, sich aus seiner Provinz *Mandraray* zu entfernen, ohne daß er von den Franzosen verfolgt zu werden fürchten dürfte. Sobald er dann glaubte, daß er es mit Sicherheit könnte, brach er mit seinen Weibern und Sklaven auf, um sich nach dem Lande der *Maschikoren* zu flüchten, das fünf und zwanzig Stunden von dem *Fort Dauphin* entfernt ist.

Sein Ausbruch ging nicht so geheim vor, sich, daß er dem Vater *Stephan*, der sogar in dem *Donack* Spione hatte, hätte unbekannt bleiben können. Vergebens suchte *Ehamargou* den Missionar bei sich zurückzuhalten; dieser hörte nur auf seinen Religionseifer, und faßte den unbesonnenen Entschluß, dem *Dian Manange* nach dem Lande der *Maschikoren* zu folgen. Ein Lazarist, noch ein Franzose und sechs Küchenjungen oder Bedienten, welche seine Priesterkleidung trugen, begleiteten ihn auf dieser gefährlichen Mission. Nach vielfältigen Beschwerlichkeiten und Hindernissen kam er in der ersten Fastenwoche des Jahres 1664 zu *Dian Manange*. Dieser war über den Muth des Mönches mehr erstaunt, als erschrocken, bezeigte ihm tiefe Ehrfurcht, und nahm ihn so auf, wie er es gar nicht erwarten konnte. Vergebens bat er ihn inständigst, von dem Vorhaben, ihn zu bekehren, abzulassen, weil es sich nicht mit seinen Sitten und Gebräuchen verträge. Der Vater *Stephan* riß ihm, statt aller Antwort, sein *Oli* und seine Amulette ab, warf sie ins Feuer, und erklärte ihm Krieg. Es wird wohl nicht befremden, daß ein so heftiges Verfahren ihm und allen seinen Begleitern augenblicklich das Leben kostete. *Dian Manange* ließ sie todt schlagen, und schwor zugleich das gänzliche Verderben der Franzosen. Um diesen schrecklichen Eid desto sicherer halten zu können, schickte er seinen Sohn, der getauft worden war, an seinen Schwager *Lavatange*, (*la Vatangué*) um ihn zu unterrichten, was für Bewegungsgründe ihn vermocht hätten, sich von der Tyrannei der Franzosen zu befreien, deren strafbare Absich-

ten auf nichts Geringeres hinausliefen, als die Gebräuche, die Sitten und die Religion des Landes umzustossen. Er setzte hinzu: sein Oti (eine Art von Amulet, das die Insulaner um Rath befragen) habe ihm befohlen, dieselben, auch mit Gefahr seines Lebens, zu vertheidigen. Noch versicherte er Lavatange'n: die Franzosen wären unfähig geworden zu siegen, weil sie es gewagt hätten, so strafbare Ausschweifungen zu begehen. Im Zorn benachrichtigte er seinen Schwager auch, daß Chamargou vierzig Franzosen nach der westlichen Küste geschickt hätte, die er leicht überfallen und niedermachen könnte. „Ich schicke dir meinen Sohn, setzte er zum Schlusse seines Briefes hinzu, daß er sich an die Spitze des Heeres stellen soll, welches du abschicken wirst, um die Franzosen anzugreifen und zu vernichten. Mein Oti inspirirt mich; und du weißt, welches Unglück uns befällt, wenn wir das, was es uns gebietet, nicht treu befolgen. Mein Sohn wird dir alles, was vorgegangen ist, umständlich erzählen; du wirst über das treulose Verfahren dieser Fremden gegen ihren getreuesten Bundesgenossen in Unwillen gerathen.“

Es war ein großes Glück für Lavatange'n, daß er von der Reise der vierzig Franzosen Nachricht erhielt. Er hatte nur so eben noch Zeit, sich in Bereitschaft zu setzen; denn zwei Tage nach der Ankunft seines Neffen meldeten ihm seine Spione, daß die Franzosen eine Stunde weit von seinem Dorfe gelagert wären. Er ließ den letzteren Reis, Honig und vier Ochsen anbieten, und ersuchte sie, ihm doch den Endzweck ihrer Reise zu sagen, weil er noch niemals eine so große Anzahl Europäer in dem Inneren der Insel gesehen hätte. La Forge, der das Detaschement kommandirte, ließ Lavatange'n antworten: er habe Befehl, sein Land der Herrschaft des Fort Dauphin zu unterwerfen. Der Letztere gerieth über ein so unerwartetes Unternehmen in Schrecken, bat ihn um Frieden, und trug ihm vierhundert Ochsen an, wobei er bemerkte: sein Land Häe-Fontschiliege zu weit von dem Fort, als daß er

sich den Haß der Franzosen habe zuziehen können. La Forge verwarf den Vorschlag mit Verachtung; ja, der Unsinlige wagte es, zwanzig tausend Ochsen als die Friedensbedingung zu verlangen. Lavatange gab auf eine so ausschweifende Forderung gar keine Antwort, sondern ließ die Uebentheurer todt schlagen, als sie gerade ein Zuckerrohrfeld verheerten.

Man erfuhrt in Fort Dauphin die näheren Umstände von dem Unglück der vierzig, nach der Westküste ausgeschickten Uebentheurer durch einen Portugiesen, der allein dem Blutbade entrann, weil er sich in einem großen, mit Schilf bewachsenen und übel riechenden Sumpf flüchtete. Er blieb daselbst zwei Tage lang verborgen, wobei ihm das Wasser bis an den Hals ging. Die Insulaner wollten sich nicht hinein wagen, und steckten daher das Schilf in Brand, um den Portugiesen zu nöthigen, daß er herauskommen müßte; aber durch den dicken Rauch, den dieser Brand verursachte, hatte er das Glück ihrer Verfolgung zu entgehen. Den Insulanern lag viel daran, diesen Menschen zu tödten, damit Chamargou sie nicht vor der Ankunft des Dian Manange, der mit seinem Heere noch in dem Lande der Maschikoren war, angreifen könnte. Der Portugiese berichtete nun: es wäre mit ihrer Reise bis dahin, daß sie auf Lavatange'n gestossen, alles völlig glücklich gegangen. Ihre Menge hätte die Dörfer, durch die sie gekommen, in Schrecken gesetzt, und die Oberhäupter ohne alle Schwierigkeit die geforderten Kontributionen bezahlt; endlich wären sie in Begriff gewesen, die Früchte einer langen und beschwerlichen Reise zu genießen, als die unersättliche Raubgierde ihres Befehlshabers an ihrem Verderben und an dem Verlust ihrer reichen Beute Schuld gewesen sey.

Chamargou hätte in diesem Vorfalle nichts andres sehen sollen, als gerechte Bestrafung der unglücklichen Landstreicher, welche Gegenden verheerten, auf die sie gar kein Recht hatten; aber statt diesen Unterricht zu benutzen,

faßte er den verderblichen Entschluß, die Wohnplätze der Insulaner mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Er rückte mit dreißig Franzosen und einem kleinen Heere von Manambulu aus, ließ Weiber und Kinder niederhauen, brannte alle Dörfer ab, die er auf seinem Wege fand, und bemächtigte sich des, Dian Manange'n gehörenden Donack's. Der Pater Mannier, der einzige noch übrige Missionar, trug die Standarte. — Ich werde hier keine umständliche Nachricht von diesem barbarischen Zuge geben. Ein Augenzeuge, der nachher Provinzial-Kommissarius der Artillerie ward, hat ihn in einem Werke unter dem Titel: Voyage de Madagascar, par M. V., beschrieben.

Die Handschriften, die ich benutze, stimmen nicht in allen Umständen mit diesem Schriftsteller überein; aber, wie es scheint, ward Chamargou durch gänzlichen Mangel an Lebensmitteln gezwungen, sich wieder nach dem Fort Dauphin zurückzuziehen. Als er hierbei über den großen Fluß Mandraren zu gehen suchte, zeigte sich Dian Manange, der seinen Bewegungen auflauerte, an dem entgegengesetzten Ufer mit einer Armee von sechs-tausend Mann, um sich seinem Uebergange zu widersetzen. Dian Manange, der das Chorhemde und das vier-eckige Barett des Missionarius Stephan trug, trostete an der Spitze seines Heeres den Franzosen, die beinahe vor Elend starben. Während der Zeit kam La Case heran, und brachte zehn Franzosen, nebst 3,000 Androfacen mit, die seine, oder vielmehr seiner Gattin Dian Nong, Unterthanen waren. Augenblicklich stürzte dieser tapfere Mann sich in den Fluß, gab Feuer auf den Feind, und nöthigte denselben noch mehr durch das Schrecken seines Namens, als durch die Gewalt seiner Waffen, die Ufer des Flusses zu verlassen und zu fliehen. La Case verfolgte ihn, obgleich die Annäherung der Nacht ihn hätte davon abhalten sollen. Er erkannte den Dian Manange mitten unter einer zahlreichen Schaar von Insulanern, und wollte über ihn herfallen; aber Na-

bazé, Dian Manange's Freund und Günstling, hatte den Muth, ihn aufzuhalten und sein Leben aufzuopfern, um seinen Oberherrn zu retten. Nur die Nacht konnte dem Morden Einhalt thun. Aber nach diesem blutigen Kriege befand das Fort Dauphin sich aufs neue in der beklagenswertheften Noth; die Oberhäupter schickten keine Lebensmittel mehr, und fingen die auf, die man von weit her holte. Dian Manange, der auf die Herrschaft über einen großen Theil der Insel Madagaskar Anspruch machte, bedrohte unsre Niederlassung mit einem furchtbaren Heere; und seine bloße Anwesenheit würde sie ausgehungert haben, wenn nicht La Case fünf tausend Stück Hornvieh in das Fort geschickt hätte. Alle Expeditionen dieses außerordentlichen Mannes hatten vollkommen glücklichen Erfolg; mit dreizehn Franzosen und zweitausend Androfacen schlug er den Dian Kavaras, der an der Spitze einer Armee von achtzehn tausend Mann stand, und nahm ihm zwanzigtausend Ochsen, nebst fünftausend Sklaven weg. La Case's großer Ruf machte endlich, daß der Rath der Kompagnie einsah, wie nöthig es wäre, einen Mann anzustellen und zu belohnen, der ihr so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte und noch größere leisten konnte. Sie schickte ihm ein Lieutenants-Patent, schenkte ihm einen Degen, und wünschte ihm Glück zu den von ihm ausgeführten Unternehmungen. - La Case gab dem Herrn von Kennefort, der nach Frankreich zurückkehrte, den Auftrag, der Kompagnie für die neuen ihm erwiesenen Gunstbezeigungen zu danken, und setzte hinzu: er wollte es auf sich nehmen, mit zweihundert Franzosen die Insel zu erobern, und die übrigen vortheilhaften Plane, die er ihr schon vorgelegt hätte, auszuführen, wenn sie ihn berechnigte, nur ihr selbst unmittelbar Rechenschaft von seinem Verhalten zu geben. Die Kompagnie nahm diesen Plan nicht an, der ohne Zweifel mehr das Werk eines braven Soldaten, als eines einsichtsvollen Staatsmanns war; denn ein billig Denkender weiß die Rechte der Gast-

freundschaft zu ehren, und sieht es mit schmerzlichem Bedauern, wenn die Gefühle der Billigkeit und Menschlichkeit für niedrige Handelsvortheile verlest werden.

Der Marquis de Mondévergue ward im Jahre 1666 von dem Könige zum General = Kommandanten der Kolonien jenseits des Aequators ernannt, und zugleich erhielten La Faye und Caron die Direktion des Indischen Handels. Der Marquis kam am 10ten März 1667 auf einem Schiffe von sechs und dreißig Kanonen im Fort Dauphin an, und ihn begleitete eine kleine Flotte von neun Fahrzeugen, welche die beiden Direktoren von Indien, einen General = Procurator, vier Kompagnien Infanterie, zehn Kolonie = Chefs, acht Kaufleute und zwei und dreißig Weiber an Bord hatte.

Mondévergue ließ sich als Admiral und General = Gouverneur von dem Französischen Orient anerkennen. Er mußte seine Zuflucht zu La Case'n nehmen, um Unterhalt für seine Flotte zu bekommen. Der letztere sorgte für alles; ja er that noch mehr: er söhnte den Dian Manange, dessen Tapferkeit und Einsicht nicht zu verachten waren, mit den Franzosen aus. Dieses Oberhaupt, das man im Fort den Fürsten von Mandrarey nannte, schwor nun dem General = Gouverneur Gehorsam und Treue.

Caron, ein geborner Holländer, hielt sich nicht lange im Fort Dauphin auf. Er ging mit einem großen Theile der Flotte nach Surate ab, um die Direktion der dortigen Niederlassung zu übernehmen; und La Faye blieb im Fort. Im November 1670 kam eine andre Flotte von zehn Schiffen an, die unter dem Herrn de la Haye, Befehlshaber des Navarre, eines Schiffes von sechs und funfzig Kanonen, stand. Das ganze Geschwader gehörte dem Könige, und war zum Kriege bewaffnet. La Haye ließ sich als General und Admiral, mit der Autorität eines Vice = Königs, anerkennen. Er machte Chamargou zum Unter = Kommandanten, und La Case'n zum Major der

Insel. Um diese Zeit hatte die Compagnie dem Könige den Besitz von Madagaskar abgetreten.

Der Marquis de Mondévergue, dem man die Wahl gelassen hatte, ob er Gouverneur von Madagaskar bleiben, oder nach Frankreich zurückkehren wollte, zog das letztere vor, und schiffte sich im Februar 1671 auf der Marie ein. Bei seiner Ankunft zu Port-Louis fand er einen Kommissarius, der den Auftrag hatte, ihm die Rechnung über seine Administration abzunehmen. Die Compagnie war sehr gegen ihn aufgebracht; denn La Haye, mit dem er sich überworfen, hatte ihn verläumdert und auf das übelste angeschwärzt. Obgleich der brave Mondévergue, der mit Klugheit regiert und den Frieden in Madagaskar wieder hergestellt, die Stimme des Publikums für sich hatte, so mußte er doch seinem Gegner unterliegen, und starb als Gefangener in dem Schlosse zu Saumur.

La Haye, dessen Autorität unbegrenzt war, faßte den Entschluß, sich von den Oberhäuptern, welche Verdacht bei ihm erregten, zu befreien; er machte daher Chamargou und La Case'n den Antrag, sie sollten den nächsten Nachbar der Franzosen, Dian Ramoufaye, der nicht nach dem Fort gekommen war, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen, den Krieg erklären. Man verlangte nun von ihm, daß er alle die Waffen, die er von den Franzosen hatte, nach dem Fort zurückschicken sollte. Es läßt sich leicht einschen, daß er diese Forderung sogleich geradezu abschlug. Nun gab La Haye Chamargou'n und La Case'n Befehl, mit 700 Franzosen und 600 Madagaskern den Dian Ramoufaye in seinem Dorfe zu belagern. Dieser Angriff war fruchtlos; denn Dian Ramoufaye vertheidigte sich so lebhaft, daß die Franzosen sich zurückziehen mußten. Hiermit schien es nicht natürlich zuzugehen; man glaubte, Chamargou habe aus Mißvergnügen darüber, daß er in einem Lande, wo er sonst immer der erste gewesen, ist nur der zweite war, nicht wenig dazu beigetragen, diese Expedition, deren Un-

gerechtigkeit man nicht einmal zu bemänteln gesucht hatte, zu vereiteln. Wie dem auch seyn mag — La Hays ward durch den schlechten Erfolg seiner ersten Unternehmung so gedemüthigt, daß er den Entschluß faßte, Fort Dauphin zu verlassen, und sich mit seinen Truppen nach Surate zu begeben, wenn er vorher die Insel Mascarenhas (die nachmalige Insel Bourbon) besucht hätte. Seine Eigenliebe war äußerst dadurch gekränkt, daß er den Chamargon, weil dieser durch Lokal-Kenntnisse Vortheile über ihn hatte, mit aller seiner Autorität nicht verhindern konnte, die Operationen, die er unternehmen wollte, durch geheime Triebfedern nach Willkühr scheitern zu lassen.

Bald nach La Hays' Abreise starb der brave La Case. Es ließ sich leicht vorhersehen, daß der Tod dieses berühmten Mannes unvermerkt den Untergang unsrer Niederlassung nach sich ziehen würde. Man wußte, daß die Insulaner die lebhafteste Begierde hatten, sich für unsre Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rächen, da unser Joch ihnen verhaßt und unerträglich war.

Daß die Niederlassung im Fort Dauphin, trotz der verabscheuenswerthen Administration ihrer Befehlshaber, nicht zu Grunde ging, hatte man bloß La Case'n zu verdanken, dessen Name die Malegaschen von einer so fehlerhaften Konstitution abhängig erhielt. Das Andenken dieses in der That außerordentlichen Mannes steht bei den Insulanern noch in großer Verehrung. Seine Tapferkeit, verbunden mit noch feltneren Eigenschaften, und besonders seine Verwandtschaft mit ihnen durch seine Verheirathung mit Dian Nong, gab ihm ein solches Ansehen, daß erst nach seinem Tode alle Oberhäupter sich gegen die traurigen Ueberreste der Französischen Abentheurer vereinigten, auf deren ephemeres Glück immer viel größere Widerwärtigkeiten folgten.

La Case hatte ohne Zweifel zu viel Neigung zum Kriege; und dies ist ein Flecken für sein Andenken. Doch

wen stürzt Ruhmbegierde nicht bisweilen in eine Trunkenheit, welche alle Gefühle von Recht und Menschlichkeit tödtet? Ein tapferer Soldat kann sich schwer in allen Stücken wie ein Weiser verhalten; und in dieser Rücksicht wäre es vielleicht ungerecht, alle Handlungen dessen, der in Madagaskar seiner Nation am meisten Ehre gemacht hat, streng zu richten.

Chamargou überlebte la Case'n nicht lange; und nach ihm ward la Bretesche, la Case'n's Schwiegervater, der aber weder die Talente noch das Ansehen seines Schwiegervaters hatte, Befehlshaber der Niederlassung. Er sah, daß er bei der Unruhe und der Zwietracht, die unter den Franzosen und den Insulanern herrschten, unmöglich seine Autorität behaupten konnte; deshalb benutzte er die Gelegenheit, da ein nach Surate bestimmtes Schiff bei der Insel vor Anker ging, sich mit dem Ueberreste seiner Familie einzuschiffen. Mehrere Missionarien und einige andre Franzosen befolgten sein Beispiel; aber kaum war das Schiff segelfertig, als man ein Nothzeichen auf dem Lande bemerkte. Der Schiffskapitain ließ sogleich seine Schaluppen aussetzen; und diese nahmen nun bei dem Fort die Unglücklichen auf, welche einem, von Dian Ramoufaye und den übrigen Oberhäuptern in der Nachbarschaft unsrer Niederlassung veranstalteten Blutbade entgangen waren. Dieses traurige Ende hatte eine Kolonie, die gewiß blühend und für den Handel vortheilhaft geworden wäre, wenn ihre Vorgesetzten nicht alle Mittel angewandt hätten, den Namen der Franzosen bei den von Natur so sanften, menschlichen und gastfreien Malegaschen verhaßt zu machen.

Unter den verschiedenen handschriftlichen Aufsätzen, die mir bei dieser Nachricht von unsren ersten Niederlassungen im südlichen Theile der Insel Madagaskar zu Statte gekommen sind, muß ich mit Ehren eines Manuscriptes erwähnen, das ich von dem Minister Herrn de Malesherbe bekommen habe. Dieser Beförderer der Wissen-

schaften hatte zugleich die Güte, mir eine große und sehr sorgfältig gezeichnete Karte von Madagaskar*) mitzutheilen, welche, so wie das Manuskript, von Herrn Robert ist. Dieser Mann widmete sie im Jahre 1725 dem Duc de Chaulnes, dessen Protektion er damals suchte, um ein neues Etablissement im Norden von Madagaskar zu errichten. Er war von den Seeräubern gefangen, und nach Madagaskar gebracht worden. Hier blieb er mehrere Jahre, und wandte sie nützlich dazu an, die Insel zu durchwandern und die Produkte der vornehmsten Provinzen kennen zu lernen. Sein Plan zu einer Niederlassung hatte den Endzweck, die Reichthümer zu sammeln, welche die Seeräuber in dem nördlichen Madagaskar, während dasselbe ihnen zum Zufluchtsorte gedient, verstreuet hatten. Doch dieser Plan, bei dem der Vortheil vielleicht nicht einmal die Kosten aufgewogen hätte, blieb unausgeführt. Es würden nun keine beträchtliche Niederlassungen mehr gegründet, außer in neuern Zeiten eine von Herrn de Modave, einem angesehenen und verständigen Officier, im südlichen Theil, und eine andere von dem Grafen Venioveski im nördlichen. Ich war im Jahr 1768 auf Isle de France, als Herr de Modave in Namen des Königs das Gouvernement von Fort Dauphin in Besitz nahm. Der damalige Seeminister, Duc de Praslin, hatte den ihm von Herrn de Modave vorgelegten Plan gebilligt. Vielleicht ist dieser Plan den Lesern nicht unwichtig.

Isle de France kann, wie unsre Antillen, unsre Lebensmittel konsumiren, und uns dagegen Produkte vertauschen, die uns fehlen. Sie ist ein Anker- und Erfrischungsort für die Schiffe und Mannschaften, die in unsrem Asiatischen Handel beschäftigt sind. Auch kann sie unsren Handel decken und uns in Indien vertheidigen.

*) Die Gründe, weshalb diese nicht nachgestochen, sondern durch eine neu gezeichnete ersetzt worden ist, sehe man in der Vorrede. G. S.

So viele vereinigte Vortheile konnten wohl mehrere Personen überreden, daß diese Kolonie unter allen Niederlassungen jenseits des Meeres das Gouvernement am meisten interessiren müsse. Wenn man aber alle die Gesichtspunkte, unter denen Isle de France so empfehlenswerth scheint, nach einander betrachtet, so sieht man, daß die Insel in jeder Rücksicht in einem unvollkommenen Zustande ist, und daß man an ihrer Nuzbarkeit zweifeln müßte, wenn sie auf das eingeschränkt wäre, was sie für sich selbst und durch ihre gegenwärtigen Nebenvortheile seyn kann. Wirklich ist diese Insel in Rücksicht auf Tauschhandel sehr uninteressant*), da sie sowohl an Asien, als an Europa fast gar nichts zu geben hat. Sie könnte übrigens ihre Lebensmittel zur Ausfuhr nicht anders vermehren, als auf Kosten wesentlicher Dinge. Dann würde sie den Schiffen, die daselbst neue Vorräthe einnehmen wollten, nichts geben können; und eben so wenig reichte sie für den Unterhalt der Truppen hin, wenn sie ihren Anbau auch ganz auf Getreide und andre Lebensbedürfnisse einschränkte.

Allein Isle de France hat auch noch außerdem einen wesentlichen Fehler: alle Arbeiten der dortigen Kolonie werden von Sklaven verrichtet; das Bevölkerungssystem der Insel ist daher fehlerhaft. Glücklicher Weise kann diesen Unvollkommenheiten durch eine Niederlassung auf Madagaskar abgeholfen werden; und daher wird es nöthig, diese zu versuchen. Der gute Fortgang eines solchen Unternehmens scheint leicht; die Kosten werden nicht beträchtlich und der Nutzen äußerst groß seyn. Das, was man aus Madagaskar ziehen kann, ist unzählig, da diese Insel die Produkte von zwei Zonen hervorbringt. Sie kann für den Afrikanischen und Europäischen Handel in Ueberfluß Baumwolle und Seide liefern; ferner Gummata und allerlei Harze, Amber, Eben- und Färbholz, Hanf, Flachs, gutes Eisen und überhaupt alle Metalle, selbst Gold nicht ausgenommen. Auch kann man daselbst mit mehr Vortheil, als irgendwo sonst, alle Indische Zeuge fabriciren. Ueberfluß an Reiß und Getreide wird auch den Land- und Seetruppen, die das Gouvernement etwa auf Isle de France

unter:

*) Durch die Betriebsamkeit des Herrn Poivre ist nun die Einfuhr von Specereien ein wichtiger Handelszweig geworden. Das konnte aber Herr de Modave, als er diesen Aufsatz schrieb, nicht wissen. U. d. V.

unterhalten will, die nöthigen Lebensmittel zusichern. Zu dem allen kommt auch noch Pökelfleisch, Leder und Talg.

Die Schifffahrt zwischen dieser Insel und Madagaskar kam, bei einiger Vorsicht, zu allen Zeiten sicher betrieben werden. Eine Verbindung zwischen diesen beiden Inseln ist also nöthwendig und natürlich. Der Reichthum und die Stärke von Isle de France hängen von Madagaskar ab, und das erstere wird die vorgeschlagene Niederlassung eben so leicht anlagert, als erhalten können.

Es ist nicht nöthig, zu dieser Eroberung Flotten und Truppen auszusenden, oder mit großen Kosten eine ganze Gesellschaft dahin gehen lassen. Bessere Mittel werden uns diese Niederlassungen ganz ohne Aufwand verschaffen; bloß durch die Macht des Beispiels, der Sitten, einer besseren Polizei und der Religion will man Madagaskar erobern. Die Gesellschaft ist daselbst schon ganz eingerichtet. Es kommt nur darauf an, sie an uns zu ziehen, und sie nach unsern Absichten zu lenken. Dies kann aber keine Schwierigkeiten machen, da es den Madekassen selbst durch den Vortheil des gegenseitigen Tauschhandels nützlich ist.

Sobald ich mich im Fort Dauphin niedergelassen, und ein Detaschement Truppen zur Besatzung desselben und zur Sicherheit der Franzosen unter meinem Befehle habe, will ich sechs Monathe lang das Innere des Landes durchreisen; denn man muß das Fort Dauphin nicht als den besten Ort zu einer Niederlassung ansehen. Drei Stunden südlich von dem Fort fließt der schöne Fluß Fancher, der für kleine Fahrzeuge zwanzig Stunden landeinwärts schiffbar ist. Er bildet oberhalb seiner Mündung einen See, der drei tausend Toisen im Durchmesser hat und nirgends weniger als zehn Klafter tief ist. Dieser See hängt mit dem Meere durch einen, fünfzig bis sechzig Toisen breiten Kanal zusammen, den der Ablauf des Wassers ausgehöhlet hat, und den selbst bei der trockensten Jahreszeit die stärksten Schaluppen befahren können. Durch einige wenige Arbeit würde dieser See einer der schönsten Häfen in der Welt werden; und wie es scheint, ist Fancher der bequemste Ort zu einer Niederlassung. Wenn man mit Bewilligung der Eingebornen ein Lager daselbst aufgeschlagen hätte, müßte man die Garnison verdoppeln; und dann würde man zu den ersten

Geschäften einige Arbeiter nöthig haben. Man wird an mehrere Familien Ländereien vertheilen, welche nur von freien Leuten gebauet werden sollen.

Unsre Sicherheit im Lande, und die Absicht, der Kolonie selbst und auch Isle de France mehr Stärke zu verschaffen, erlauben es der projektirten Kolonie nicht, Sklaven in ihren Dienst zu nehmen; aber die Landeseingebornen können gegen Bezahlung zur Arbeit gebraucht werden: und da man sich ohne Schwierigkeit des Pfluges bedienen kann, so wird es möglich seyn, bald, und mit geringeren Kosten als auf Isle de France, durch eine kleine Anzahl Kolonisten einen sehr ausgebreiteten Feldbau treiben zu lassen. Man müßte übrigens an dem Orte ein Magazin von Branntwein, blauer Leinwand, Glasperlen, Korallen und einigen leichten Französischen Zeugen haben. Zwanzig Wohnungen werden den Erfolg der Niederlassung fürs erste sichern, und im zweiten Jahre wird es leicht seyn, viele andre zu errichten. Während der ersten beiden Jahre muß man mit Niederlassung, so zu sagen, nur eine Probe machen; um sie hernach zu befestigen, wird man die zu einem Fort nöthigen Materialien in Stand setzen, und dann im dritten Jahre das Fort erbauen, indeß mehr, um dem Kommandanten Würde zu geben, als daß er sich mit Gewalt darin behaupten soll. Isle de France und die Liebe der Eingebornen müssen die wahre Sicherheit der Kolonie ausmachen. Bei diesen Grundlagen könnte das vorgeschlagene Fort erbauet werden, ohne daß die neue Kolonie eine Erschütterung dadurch litte. Isle de France, das windwärts von Madagaskar liegt*), wird immer im Stande seyn, der neuen Kolonie Hülfe zu leisten. Die Kosten des vorgeschlagenen Unternehmens sind nur mittelmäßig; aber der Nutzen desselben sehr groß. Die Truppen vermehren die Kosten gar nicht, da sie ein Theil der Besatzung von Isle de France sind, wo ihre Unterhaltung theurer seyn würde. Zu den aufzuführenden Gebäuden ist nur eine kleine Anzahl von Arbeitern nöthig, die für eine mäßige Bezahlung in kurzer Zeit

*) Windwärts heißt: nach der Richtung hin, von welcher der Wind kommt. Hier ist von einer Meeresgegend die Rede, wo die Südostwinde beinahe das ganze Jahr hindurch herrschen; folglich liegt Isle de France windwärts (ostwärts) von Madagaskar. G. S.

das Nöthige thun werden; und dieser Vorschuß würde bald aus dem Verkauf mehrerer Sachen, die man durch das Etablissement selbst haben und zu dieser Rückzahlung bestimmen könnte, wieder herauskommen. So blieben alle Gebäude dem Könige, ohne daß man die zur Ausführung nöthigen Gelder von den nach Isle de France geschickten Summen nehmen dürfte. Die einzige Vergrößerung der Kosten, die das vorgeschlagene Etablissement in den Ausgaben von Isle de France und Bourbon verursachen würde, machten die Besoldungen der Officiere und Offizianten aus; diese Summe wäre indeß nicht beträchtlich, da sie sich noch nicht auf 40,000 Livres beläuft. Die verschiedenen Geräthschaften, welche aus den Magazinen von Isle de France zur Versorgung der neuen Kolonie genommen werden müßten, schätze ich auf 33,548 Livres.

Dies ist der Aufsatz, welcher der Französischen Niederlassung im Fort Dauphin, unter dem Befehle des Herrn de Modave zur Grundlage gedient hat. Zwar entsprach der Erfolg dieses neuen Unternehmens keinesweges den Hoffnungen, mit denen der Minister sich schmückte; aber die Schuld davon war der Umstand, daß jede Kolonie, wenn sie nicht das Glück und die Belehrung der Völker, bei denen man sich anbauen will, zur Grundlage hat, immer nur ein ephemeres Glück haben kann. Nicht Soldaten, sondern Handwerker, Ackerleute, arbeitsame unterrichtete Menschen, muß man bei solchen Völkern wohnhaft machen, und dabei nicht vergessen, daß Verträge der Wilden mit den Europäern in allen Stücken denen gleich sind, welche Kinder mit einsichtsvollen Leuten schließen würden. Da die bis jetzt mit den Malegaschen geschlossenen Verträge augenscheinlich zu dieser Art gehören, so würde es höchst ungerecht seyn, sich dieselben zum Nachtheil der Insulaner zu Nuze zu machen. Wird man durch große Handelsvorthelle nach Madagaskar hingelockt, so muß man gerechtere und menschlichere Grundsätze befolgen. Man wähle zur Stiftung von Kolonien Ackerleute und Handwerker. Wer den Charakter

der Malegaschen kennt, wird gar nicht ungewiß seyn, wie diese Insulaner Leute, deren frugales und thätiges Leben Ueberfluß herbeiführt und das Laster zurückschreckt, aufnehmen werden. Der Ackerbau vermittelt des Pfluges, und eine Menge praktischer Kenntnisse müssen den Insulanern Gesinnungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht einflößen. Indien bietet eine Menge Handwerker und geschickter Weber dar, welche die Kattune zu bereiten und ihnen die glänzenden dauerhaften Farben zu geben wissen, deren wegen sie von den Handel treibenden Nationen so gesucht werden. Die aus Pflanzen gezogenen Färbematerialien haben in unserm kalten Klima nicht eben die Güte, nicht eben den Glanz, wie in der heißen Zone. Unsere Gartenfrüchte färben sich, wenn sie an Spalieren gezogen werden, nur auf der Seite, welche den Sonnenstrahlen zugekehrt ist. Wir haben keine Beize, welche die Farben des Kattuns so dauerhaft und unveränderlich macht, wie der Saft der Adamsfeige, die wir Pisang nennen. Die Indier zeichnen sich auch in der Fabrikation von seidnen Zeugen aus; und mehrere Provinzen von Madagaskar würden reichliche Erndten von Seide liefern. Ein so wichtiger Handelszweig ist um so weniger zu vernachlässigen, da die Malegaschen im südlichen Theile der Insel diese schätzbare Substanz zu bereiten und zu weben wissen.

Ich habe in der Gegend der Bay Ankongil vier Arten von Kokons kennen gelernt, welche eine sehr gute Seide geben. Die Malegaschen unterscheiden dieselben durch folgende vier Benennungen. *Ande'e'* ist ein Kokon fast ganz so wie der, welcher in dem südlichen Frankreich die schönste Seide giebt. *Ande-vontaka*, kleiner als der vorige, liefert eine Seide, die feiner und völlig eben so schön ist, wie die Chinesische. Der Baum, welcher *Anakó* (anacau) genannt wird, ist zu einer gewissen Jahreszeit mit kleinen Kokons bedeckt, die vermittelt kleiner Fäden an seinen Blättern und Zweigen hangen. Die Seide dieser Kokons, welche *Ande'-anakó* genannt

werden, ist äußerst haltbar und fein; aber um sie abhaspeln und zum Gebrauche tauglich machen zu können, muß man sie vor dem Schmutze bewahren, der von den Blättern und Zweigen herunterfällt. Die vierte Art, welche bei den Malegaschen *Ande'saraha* heißt, kann gar nicht abgehaspelt werden. Sie hat die Gestalt eines Sackes, welcher mehrere Hundert kleine Kokons in sich schließt.

Die Wolle von Madagaskar ist schön; aber die Einwohner benutzen sie nicht. Die Indier würden sie in der Zubereitung derselben unterrichten, und bald hätte man ihnen dann einen neuen, äußerst wichtigen Handelszweig zu verdanken. Jeder Reisende kennt die schönen wollenen Zeuge, die in Bengalen unter dem Namen *Schahl* (*Shawl*) bekannt sind, und aus denen die Mohammedaner *Turbane* machen. Von diesem Zeuge kostet die Elle, wenn die feinste Wolle aus *Raschmir* dazu gebraucht ist, nicht weniger als hundert Pistolen. Diesen übermäßigen Preis muß man befremdend finden, da die ersten Stoffe in Indien so wenig kosten, und die Handarbeit dort so wohlfeil ist. Indes bringt der Indier, der mehr Geschicklichkeit und Geduld hat, als der Europäer, es mit ziemlich groben Instrumenten doch dahin, daß er diese kostbaren Zeuge weben kann.

Wollte Frankreich in der Folge mit Indien und China den reichen Seiden-, Wollen- und Zischhandel theilen, so glaube ich — und mehrere einsichtsvolle Männer sind eben der Meinung — daß ein solches Unternehmen nicht unmöglich wäre, wenn man in Madagaskar nach guten Grundsätzen eine Kolonie von Indischen Webern anlegte, die unter dem Schutze von *Isle de France* und *Bourbon* stände. Man müßte aber zugleich die berühmten Maschinen von Manchester zum Kämmen und Spinnen der Wolle und Baumwolle einführen; denn alsdann wäre die Zeugfabrikation bloß auf das Weben eingeschränkt, und gewiß sind die Indier in diesem Stück den Europäern über-

legen. Diese Behauptung soll übrigens unsre Industrie gar nicht herabwürdigen. Ich fühle, wie ungereimt es wäre, die *Aldéas**) am Ufer des Ganges mit unsren großen Manufakturen in Parallele zu setzen; man würde dann Produkte der Geschicklichkeit und Geduld mit Werken des Genie's vergleichen.

Die Industrie des Indiers ist übrigens nicht bloß auf das Weben eingeschränkt: er versteht sich ziemlich gut auf den Ackerbau; auch weiß er Zucker und Indigo zu bereiten. Der Thon nimmt unter seinen Händen mancherlei Gestalten an, so daß die Indische Töpferware selbst in Europa gesucht und geschätzt wird. Die Indier sind nicht weniger, als die Chinesen, in der Steinschneidekunst geschickt. Um die härtesten Steine zu schneiden und zu durchbohren, bedienen sie sich des pulverisirten und mit Del getränkten Diamantspath's, einer in Indien nicht kostbaren und in Europa wenig bekannten Substanz, die sich eben so gebrauchen läßt, wie Diamantstaub. Die Indier wissen auch den Bambu zu bearbeiten, und Papier, Hausgeräthe, Palankine und wasserdichte Gefäße daraus zu verfertigen. Dieser Baum ist eine Art von dickem Schilf, aus dessen Knoten ein von den Orientalern sehr geschätzter Saft herausläuft. Er wird gegen hundert Fuß hoch, und sein hartes, leichtes Holz kann auf sehr viele Arten gebraucht werden.

Die Leute in Europa, die sich in den mechanischen Künsten auszeichnen, könnten von den Asiatischen Völkern mancherlei lernen, was ihnen großen Vortheil verschaffen würde. Der Ursprung des Borax ist uns noch nicht recht bekannt. Man hat mich zu *Pondicheri* versichert, daß dieses zum leichteren Schmelzen der Metalle so nöthige Salz nicht künstlich sey, sondern daß man es aus den

*) In Indien werden die Wohnungen der ursprünglichen Eingebornen mit dem Portugiesischen Worte *Aldéas* benannt, welches Dörfer bedeutet; hier scheint es Flecken, von Weibern bewohnt, anzuzeigen.
G. S.

Bergwerken von Aurenghabad ziehe*). Der verstorbene Herr de Laffonne, erster Leibarzt des Königs, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hatte mir den besondern Auftrag gegeben, über diesen Gegenstand Untersuchungen anzustellen; sie haben indeß, ungeachtet aller angewandten Mühe, keinen Erfolg gehabt. — Auch die Filigran-Arbeiten in Gold und Silber zeigen unsren geübtesten Künstlern, daß die Indier die Metalle mit vieler Geschicklichkeit zu bearbeiten wissen. Doch, ich brauche weiter nichts von der Industrie dieses Volkes zu sagen; was ich bisher angeführt habe, beweist schon hinlänglich, daß es eines gebildeten Volkes würdig wäre, in Madagaskar eine Kolonie von Indiern zu stiften. Der Indier wird Madagaskar seinem Vaterlande vorziehen; gewiß arbeitet er lieber in einem dem seinigen ähnlichen Klima, auf einer fruchtbaren Insel, wo er in Frieden Ueberfluß und Freiheit genießt, für sich selbst, als daß er zum Vortheile des Mogols ein Feld bauet, welches seinen Vorfahren auf die abscheulichste Art entrissen worden ist. Er wird durch sein Beispiel den guten Malegaschen zur Arbeit bilden, und durch seinen Kunstfleiß die Kolonie zu einem hohen Grade von Wohlstand bringen.

Der Reichthum einer Nation ist immer das Produkt ihrer Arbeit; also bleibt jeder arbeitsame Bürger nur deshalb unthätig und dürftig, weil die Nation ihren wahren Vortheil vernachlässigt oder verkennt. Ein Aktivhandel veranlaßt nicht nur viele und mannichfaltige nützliche Beschäftigungen, sondern erfordert auch Arbeiten, deren Vor-

*) Es ist bereits seit langer Zeit bekannt, daß der Borax als ein natürliches Mittelsalz in den Seen von Tibet gefunden wird, und nicht, wie der Verfasser meint, in den Bergwerken Indiens. Die Säure, welche seinen wesentlichsten Bestandtheil ausmacht, oder das so genannte Sedativsalz, findet sich auch in Europa in fester Gestalt, in gewissen Seen des Großherzogthums Toskana (namentlich im Cerchiajo); und mit Kalk- und Kalkerde verbunden, als ein würflichter, sechs- und zwanzigseitiger Spath krystallisirt (Boracit) in einem Gipslager bei Lüneburg.

theile unzählig sind; besonders Wege, Vervollkommnung der Schiffahrt auf den Flüssen, Vereinigungs-Kanäle, Austrocknungen, Urbarmachungen, und Anpflanzungen sowohl auf dem Gipfel als auf dem Abhange der Berge. Will man aber seine Unlagen schnell zur Vollkommenheit bringen, so denke man auf Ersparnisse, brauche Thiere statt der Menschenhände, benutze Luftzüge, Wasserfälle, kurz alle die bewegenden Kräfte, deren es auf der Erde so viele giebt.

Unter die Maschinen, die man besonders in den Kolonien einzuführen suchen sollte, gehört vor allen die Feuermaschine, die der berühmte Mechaniker Watt in neueren Zeiten zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht hat. Sie könnte Tausenden von Sklaven, die in den Zuckermühlen die größten Beschwerlichkeiten erdulden müssen, ihre Arbeit erleichtern.*) — —

*) Hier folgt im Original eine Beschreibung der Feuermaschine, und dann eine Nachricht von dem Zuckerrohr und der Bearbeitung desselben, zu deren Erleichterung der Verfasser die Einführung jener Maschine vorschlägt. Die ganze Stelle ist in der Uebersetzung weggelassen worden; denn die Feuermaschine wird aus des Verfassers unvollständiger Beschreibung niemand richtig kennen lernen, und über die Bearbeitung des Zuckerrohrs sagt er gar nichts Neues.

Der einsichtsvolle Mann verachtet nur das Schädliche oder Unnütze, und verehrt jeden Stand, welcher der menschlichen Gesellschaft Vortheil gewährt. Er weiß, daß Müßiggang die einzige Quelle des Lasters und des Elends ist, und beklagt es, daß eine Menge Arme in Unthätigkeit bleiben, weil ein lächerliches Vorurtheil verhindert, daß eine gewisse Klasse von Menschen nicht in ihren persönlichen Kräften Mittel finden kann, sich ihren Unterhalt zu erwerben und ihr Vaterland zu bereichern. Aber dieses Vorurtheil, welches bei den meisten gebildeten Nationen dem Handel den größten Theil seiner Thätigkeit raubt, und — was man nicht zu glauben scheint — die wahre Ursache von unfrem Unglück und Elend ist, herrscht glück-

licher Weise in den Kolonien nicht; und daher ließen sich äußerst große Vortheile erwarten, wenn man unsre Kenntnisse nach entfernten Himmelsgegenden brächte. Der fruchtbare Boden von Madagaskar, und dessen äußerst schätzbare Produkte müßten der Industrie unfehlbar Mittel darbieten, einen Handel zu begründen, der in seiner Thätigkeit und seinem Umfange unbegrenzt wäre. Und in diesem Gesichtspunkte, dünkt mich, sollte man die Niederlassungen betrachten, die man in Madagaskar anlegen wollte. Zwar ist Herr de Modave diesem Endzwecke näher gekommen, als seine Vorgänger; indefs sieht man aus seinem Aufsatze, daß seine Pläne doch nicht auf einem sicheren Grunde beruheten, und daß sie doch nicht fähig waren, die Kolonie, die er stiften sollte, glücklich und lange blühend zu machen. Dies war auch die Meinung des berühmten Herrn Poivre, der, als Herr de Modave die Niederlassung auf Madagaskar anlegte, Intendant von Isle de France und Bourbon war. Er hatte sich lange in Madagaskar aufgehalten, um die nützlichsten Produkte dieser Insel kennen zu lernen; und man sieht also leicht, von welchem Gewichte die Meinung dieses Mannes seyn muß, der sich durch seine Einsichten und Tugenden auszeichnete. Seinem unermüdlischen Eifer wird Frankreich bald den Vortheil verdanken, daß es mit Holland den einträglichen Specerei-Handel theilen kann. Wenn künftige Generationen diese Wohlthat nicht vergessen, so müssen die Widerwärtigkeiten, welche dieser tugendhafte Bürger erlitten hat, sein Andenken nur noch werthet machen. Immer verwendete er sich leidenschaftlich für die Fortschritte nützlicher Kenntnisse und Untersuchungen, und nie ließ er eine Gelegenheit vorbei, wo er Belehrung verbreiten konnte. Er sah es als eine von den vorzüglichsten Pflichten eines Gouverneurs an, bei solchen Leuten, an denen er wahrhaft nützliche Talente kannte, Nachneugierstrieb anzuwenden und zu erregen. Besonders benutzte er die Kenntnisse des berühmten Commer-

son. Dieser gelehrte Naturforscher hatte Herrn Bougainville auf seiner Reise um die Welt begleitet und eine große Menge Pflanzen und allerlei andre Naturmerkwürdigkeiten in den von ihm besuchten Ländern gesammelt. In seiner Reisebeschreibung fanden sich sehr viele interessante Sachen. Herr Commerson war gewiß versichert, daß, wenn er geradezu nach Frankreich ginge, seine nützlichen und mühsamen Arbeiten nicht unbelohnt bleiben würden. Aber alle diese Vortheile machten nicht länger Eindruck auf ihn, sobald er wußte, daß Herr Poivre ihn zum Einsammeln neuer Kenntnisse zu brauchen wünschte. Als er nun die Naturgeschichte von Isle de France und Bourbon völlig erforscht hatte, ging er im Jahre 1769 nach Madagaskar. Herr de Modave, der damals Gouverneur von Fort Dauphin war, verschaffte ihm viele Mittel, den Wissenschaften neue Dienste zu leisten. Es ist sehr zu bedauern, daß die schätzbaren Arbeiten dieses unermüdlischen Mannes nach seinem Tode verloren gegangen oder zerstreuet worden sind! Ich bin Augenzeuge von der außerordentlichen Thätigkeit dieses Gelehrten gewesen, der fast alle Nächte damit zubrachte, die Pflanzen und die andern Naturprodukte zu beschreiben, die er bei der glühenden Hitze des Tages gesammelt hatte. Vielleicht hat nie ein Naturforscher stärkeren Eifer und ausgebreitete Kenntnisse gehabt. Aber jetzt ist von der großen Sammlung, die er uns in Isle de France mit so vielem Vergnügen zeigte, wenig oder gar nichts mehr übrig. Ich berufe mich auf Herrn de Jussieu, der die Güte gehabt hat, mir alle die Ueberreste mitzutheilen, die man sich von Herrn Commerson's unzähligen Nachforschungen hat verschaffen können. Sie enthalten nichts als ziemlich unwichtige Nachrichten von einigen Pflanzen, die schon von Flacourt in seiner Geschichte von Madagaskar beschrieben sind. Die einzige interessante Bemerkung betrifft die Rimosen. Ich will sie hieher setzen und auch

einen kleinen Aufsatz über eben den Gegenstand von de Herrn de Modave hinzufügen.

„Die Liebhaber des Wunderbaren, die es uns ohne Zweifel wenig Dank wissen würden, daß wir die vorgebliche Riesengestalt der Patagonier auf sechs Fuß vermindert haben, werden vielleicht zur Entschädigung einen Stamm von Pygmäen annehmen, der in das andre Extrem fällt. Ich meine die Halbmenschen in dem Innern der großen Insel Madagaskar, die daselbst eine beträchtliche Völkerschaft ausmachen und *Kimos* genannt werden. Der natürliche und unterscheidende Charakter dieser kleinen Leute besteht in Folgendem. Sie sind weiß, oder doch wenigstens blässer von Farbe, als alle bekannten Schwarzen; sie haben sehr lange Arme, so daß die Hand, ohne daß der Leib gebogen wird, bis unter die Knie reicht. An den Weibern ist ihr Geschlecht kaum durch Brüste kenntlich, außer zu der Zeit, wenn sie säugen. Auch will man versichern, daß die meisten, um ihre Säuglinge zu ernähren, Kuhmilch zu Hülfe nehmen müssen. In Ansehung der Geistesfähigkeiten machen diese *Kimos* den übrigen Madefassen den Vorzug streitig, von denen man doch weiß, daß sie viel Kopf und Geschicklichkeit haben, ob sie gleich in der größten Trägheit leben. Man versichert aber, daß die *Kimos* nicht nur viel thätiger, sondern auch kriegerischer sind. Da ihr Muth, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit ihrem Wuchs in umgekehrtem Verhältnisse steht, so sind ihre Nachbarn, die oft Streit mit ihnen haben, nie im Stande gewesen, sie zu unterdrücken. Ob sie schon mit ungleichen Kräften und Waffen angegriffen wurden (denn sie besitzen nicht, wie ihre Feinde, Pulver und Flinten); so haben sie doch immer muthig gefochten, und sich in ihren Felsen frei erhalten. Der schwierige Zugang zu diesen trägt ohne Zweifel viel zu ihrer Erhaltung bei. Sie leben auf denselben von Reis, verschiedenen Arten von Obst, Hülsenfrüchten und Wurzeln; auch ziehen sie eine große Anzahl von Vieh (Buckelochsen und breitschwänzige Schafe), das sie zum Theil ebenfalls zur Nahrung benutzen. Sie haben mit den verschiedenen Madefassischen Stämmen, die um sie her wohnen, weder durch Handel noch auf irgend eine andere Art Verbindung, und gewinnen ihre sämtlichen Bedürfnisse aus dem Boden, den sie besitzen. Alle die kleinen Kriege zwis-

schen ihnen und den übrigen Einwohnern der Insel laufen darauf hinaus, einander gegenseitig einiges Vieh oder einige Sklaven wegzunehmen. Vor dem letzteren Unrecht sind die Kimos indeß durch ihre kleine Statur gesichert, und das erstere wissen sie bis auf einen gewissen Punkt zu ertragen; das heißt: wenn sie von dem Gipfel ihrer Berge sehen, daß ein furchtbarer Kriegszug in der Ebene vorrückt, so entschließen sie sich von selbst, an dem Eingange der engen Pässe, durch die man gehen muß, um zu ihnen zu kommen, einiges überflüssiges Vieh von ihren Heerden anzubinden, das sie, wie sie sagen, freiwillig der Dürftigkeit ihrer älteren Brüder aufopfern. Dabel erklären sie aber zugleich, daß sie bis aufs Aeußerste fechten wollen, wenn man mit gewaffneter Hand weiter auf ihr Gebiet vordringe. Dies dient zum Beweise, daß sie nicht aus Gefühl von Schwäche, noch weniger aus Feigheit, Geschenke voran gehen lassen. Ihre Waffen sind Wurfspeieße und Pfeile, die sie mit der größten Genauigkeit werfen und schießen. Man behauptet: wenn sie — wozu sie große Lust haben — sich mit den Europäern besprechen und von diesen Flinten nebst Kriegsmunition bekommen könnten, so würden sie gern von Bertheidigung zum Angriffe übergehen, und ihre Nachbarn müßten sich dann vielleicht glücklich schätzen, wenn sie in Frieden blieben.

Drei oder vier Tagereisen weit vom Fort Dauphin zeigen die Eingebornen des Landes mit vieler Eigenliebe eine Reihe kleiner Hügel oder Erdhaufen in Gestalt von Gräbern, von denen sie versichern, daß dieselben die Folge einer großen Niederlage sind, welche die Kimos in offenem Felde von ihren Vorfahren erlitten haben *). Wie dem auch seyn mag — diese in der dortigen Gegend fortdauernde Tradition und der in ganz Madagaskar verbreitete Glaube, daß die Kimos noch jetzt existiren, lassen nicht daran zweifeln, daß wenigstens ein Theil von dem, was man erzählt, wahr ist. Uebrigens bestrebet es, daß alles, was man von dieser Nation weiß, nur auf Zeugnissen ihrer Nachbarn beruhet, daß man noch keine Beobachtungen an Ort und Stelle angestellt hat, und daß weder der Gouverneur von Isle de France und Bourbon, noch

*) Ich wundre mich, daß Herr Commer son nicht durch ein etwas tieferes Aufgraben der kleinen Hügel dieses Faktum zu verificiren gesucht hat. U. d. V.

die Befehlshaber der verschiedenen einzelnen Posten, die wir auf den Küsten von Madagaskar gehabt, jemals den Schritt gethan haben, in das Innere des Landes einzudringen, um diese und zu gleicher Zeit so viele andere Entdeckungen zu machen. Kürzlich ist das Unternehmen versucht worden, aber ohne Erfolg.

Doch, wieder zu unsren Kimos. Ich kann als Augenzeuge versichern daß bei meiner Reise nach dem Fort Dauphin (zu Ende des Jahres 1770) der letzte Gouverneur, Herr Graf de Modave, der mir schon einen Theil dieser Beobachtungen mitgetheilt hatte, mir endlich auch zu welchem Vergnügen unter seinen Sklavinnen eine Kimosin zeigte, die ungefähr dreißig Jahr alt, drei Fuß sieben Zoll hoch und in der That von der lichtesten Farbe war, die ich jemals unter den Einwohnern dieser Insel gesehen habe. Ich bemerkte, daß, ungeachtet ihrer kleinen Statur, ihre Glieder ziemlich stark waren, und daß sie keinesweges den kleinen schwächlichen Personen, sondern vielmehr einer Frau von gewöhnlichem Wuchse in dem Verhältnisse der einzelnen Theile gleich, und nur nicht die völlige Höhe hatte. Ihre Arme waren wirklich sehr lang, und reichten, ohne daß sie sich bückte, bis an die Kniescheibe. Ihr Haar war kurz und wollicht, ihre Physiognomie ziemlich gut und der Europäischen ähnlicher, als der Madekassischen. Sie hatte gewöhnlich eine lachende Miene, einen sanften, gefälligen Humor und, nach ihrem Verhalten zu urtheilen, auch gesunden Verstand. Von den Brästen fanden sich an ihr nur die Warzen; doch dieser einzige Fall reicht bei weitem noch nicht hin, eine Ausnahme von dem allgemeinen Naturgesetze gelten zu lassen. Kurz vor unsrer Abreise von Madagaskar entfloh die kleine Sklavin in die Wälder, theils aus Begierde ihre Freiheit wieder zu erlangen, theils aus Furcht, daß sie nächstens eingeschifft werden möchte.

Alles wohl überdacht, glaube ich ziemlich fest an diese neue Abartung des Menschengeschlechtes, die ihre charakteristischen Kennzeichen, wie ihre eigenen Sitten, hat. Wir verhalten uns in unsrem Wuchse zu den Lappländern ungefähr, wie diese zu den Kimos. Jene bewohnen den fäl-

testen Himmelsstrich, und diese die höchsten Berge. Die auf Madagaskar, welche den Kimos zum Aufenthalte dienen, sind sechzehn bis achtzehnhundert Toisen über dem Meeresspiegel. Die Vegetabilien, die von selbst in dieser großen Höhe wachsen, scheinen nur krüppelhaft zu seyn, wie die Fichte, die Birke, und so viele andre Bäume, welche zu den niedrigsten Sträuchern werden, und zwar bloß deshalb, weil sie Alpkölen geworden, das heißt auf die höchsten Berge gekommen sind.

Ich lasse auf diesen Auszug aus Herrn Commerſon's Nachrichten über die Kimos einen kleinen Aufsatß von Herrn de Modave über eben den Gegenstand folgen.

Als ich im September 1768 nach dem Fort Dauphin kam, gab man mir einen ziemlich schlecht geschriebenen Aufsatß über ein sonderbares Volk, das in der Madefassischen Sprache Kimos heißt, und die Mitte der Insel Madagaskar in 22° S. Br. bewohnt. Ich hatte schon öfters davon sprechen hören, aber mit so vieler Verwirrung, daß ich auf einen Umstand, der doch ins Licht gesetzt zu werden verdient, heinabe gar nicht Acht gab. Die Sache betrifft ein Volk von Zwergen, die in Gesellschaft leben, von einem Oberhaupte regiert werden und unter dem Schutze bürgerlicher Geseze stehen. Zwar kannte ich in Flacourt's Bericht eine Stelle, die sich auf diese Völkerschaft bezieht; aber sie hatte keinen Eindruck auf mich gemacht, weil Flacourt die Erzählung von diesem Zwergvolke als eine von den Herrau: Spielern erfundene Fabel verwirft. (Diese Leute sind Gaukler und wahre Scharlatane, welche ihr Leben damit zubringen, daß sie ungereimte Geschichten singen und lächerliche Erzählungen machen.) Flacourt nennt diese kleinen Leute Pygmäen, und mischt in ihre Geschichte zugleich einen angeblichen Stamm von Riesen, die, der alten Tradition zufolge, ehemals in dieser Insel große Verwüstungen angerichtet haben. Er erzählt auf den Bericht der Herrau: Spieler: die Pygmäen hätten vor Zeiten einen Einfall in das Land Anossi gethan, und wären von den Etanas, den ursprünglichen Bewohnern desselben, zurückgeschlagen worden. Diese hätten die Pygmäen am Ufer des Flusses Itaper umringt, sie alle niederge-

macht und dann an dem Orte eine Menge Steine, zu Grabmälern für ihre Feinde und zu Monumenten ihres über sie erfochtenen Sieges, errichtet.

Ich zog im Fort Dauphin und der umliegenden Gegend alle mögliche Erkundigung ein, und entschloß mich dann vor zwei Monathen, einige Personen auf die Entdeckung dieses Pygmäen-Landes auszuschicken. Eine umständliche Nachricht von dieser Unternehmung, die aber durch die Untreue und den wenigen Muth der Begleiter ohne Erfolg war, ist in meinem Tagebuche aufgezeichnet. Doch habe ich wenigstens den Vortheil gehabt, mich zu versichern, daß wirklich eine Nation von Zwergen in einer Gegend von Madagaskar wohnt. Diese Völkerschaft heißt: Kimos. Die mittlere Größe der Mannspersonen, welche einen langen und zugerkübelten Bart tragen, macht drei Fuß fünf Zoll aus; die Weiber sind um einen Zoll kleiner*). Die Kimos sind dick und unterseht; sie haben eine weniger schwarze Haut, als die übrigen Insulaner, und ihr Haar ist kurz und wollicht. Sie schmieden Eisen und Stahl, woraus sie sich Lanzen und Hassagais verfertigen. Dies sind die einzigen Waffen, deren sie sich zur Vertheidigung gegen ihre Feinde bedienen, die ihnen bisweilen Vieh wegzunehmen suchen. Sobald sie bemerken, daß Schaaren von Reisenden durch ihr Land zu gehen Anstalt machen, blinden sie Ochsen an Bäu-

*) Diese Stelle harmonirt nicht ganz mit der oben in Comersson's Nachricht vorkommenden Ausmessung; denn dort hieß es ausdrücklich, die Kimose sey 3 Fuß 7 Zoll hoch gewesen, welches zwei Zoll größer ist, als hier die Statur der Männer angegeben wird, da doch die Weiber um einige Zoll kleiner seyn sollen. Man sieht wohl, daß diese Nachrichten noch sehr unbestimmt sind und daß man überhaupt, auch ohne den Ekticismus, der aus unwissendem Uebermuth entspringt, Ursach hat, weitere Bestätigungen dieses seltsamen Faktums abzuwarten, ehe man es als unbezweifelt annimmt. Zugleich aber beweisen dergleichen für die Anthropologie so äußerst wichtigen Punkte, und die vielen naturhistorischen Entdeckungen, die in Madagaskar noch zu machen sind, daß es den Europäern, ungeachtet ihrer Prozeleer, um Aufklärung und Erkenntniß kein großer Ernst ist, sondern daß alles, was darin für die Wissenschaften geschieht, vielmehr Wirkung des Zufalls und des Enthusiasmus einzelner Eiferer, als Folge eines regelmäßig und mit großen, vereinigten Kräften ausgeführten Plans genannt werden muß. G. S.

me, und fügten auch andre Provisionen hinzu, damit die Fremden an ihrer Gränze Mittel zum Unterhalt finden. Sind aber diese nicht so klug, sie in Frieden zu lassen, und sich mit den in solchen Umständen gewöhnlichen Geschenken zu begnügen; so wissen die kleinen *Kimos* sich nachdrücklich zu vertheidigen und mit Gewalt jeden zurückzutreiben, der so verwegen ist, in das von ihnen bewohnte und nur mit Schwierigkeit zugängliche Thal einzudringen.

Der Vater des Oberhauptes *Maimbu* ward auf den beiden unglücklichen Expeditionen, die er gegen diese Völkerschaft unternahm, um ihr einen Theil ihrer Heerden zu rauben und das Vieh dann im Fort *Dauphin* zu verkaufen, von *Remouzaï* als Kapitain begleitet; und dieser hat mir gesagt: er habe seine Rettung nur seiner besondern Kenntniß von den hohen und steilen Bergen, die das Thal der *Kimos* rings herum abschneiden, zu verdanken gehabt. *Remouzaï* war mehrmals bei dieser Völkerschaft gewesen. *Maimbu's* Vater hatte ihn, als er es wagte, sie anzugreifen, zum Begleiter genommen. Der erste Einfall blieb ohne Erfolg; aber der zweite war noch viel unglücklicher. *Maimbu's* Bruder ward getödtet, sein kleines Heer gänzlich in die Flucht geschlagen, und es entkamen nur sehr Wenige der Verfolgung dieser Pygmäen. Mit allen Nachforschungen habe ich doch, außer *Remouzaï*, Niemand kennen lernen, der mir genaue Nachrichten über diese beiden Einfälle hätte geben können.

Maimbu, mit dem ich wegen der Verproviantirung des Forts *Dauphin* in großer Verbindung stand, war damals noch nicht in dem Alter, daß er seinen Vater bei diesem Zuge begleiten konnte; er hatte aber von daher solchen Abscheu vor den *Kimos* behalten, daß er, so oft ich nur von ihnen sprach, in Wuth gerieth. Er wollte mich bereden, diesen Stamm von Affen — denn diesen Schimpfnamen gab er ihnen immer — zu vertilgen. Ein Oberhaupt der *Mahafallen*, einer Völkerschaft unweit der *Bay St. Augustin*, der zu einem andren Oberhaupte in der Nähe des Forts kam, um Selde und andre Waaren gegen Ochsen zu vertauschen, sagte in Gegenwart eines von meinen Officieren: er sey verschiedenemale in dem Lande der *Kimos* gewesen, und habe sogar Krieg gegen sie geführt; seit

seit einigen Jahren wäre diese Völkerschaft sehr von ihren Nachbarn beunruhiget worden, und man hätte mehrere von ihren Dörfern niedergebrannt. Er rühmte sich auch, ein Paar Kimos von beiderlei Geschlecht, und beinahe von gleichem Alter, das er auf zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre angab, bei sich zu haben. Er versprach meinen Officieren, sie mir zu schicken, und ich hoffe, daß er Wort halten wird.

Nach dieses Oberhauptes und Kemouzaï's Berichten, muß ich glauben, daß das Thal der Kimos sehr reich an Heerden und an allen Arten von Lebensmitteln ist. Diese kleinen Menschen sind nehmlich arbeitsam und gute Ackerleute. Ihr Oberhaupt hat mehr unbeschränkte Gewalt, und wird mehr geehrt, als die in den übrigen Distrikten von Madagaskar. Den Umfang des Thales, das sie bewohnen, habe ich nicht erfahren können; ich weiß nur, daß es von sehr hohen Bergen umgeben ist, sechzig Stunden weit vom Fort Dauphin in N. Westlicher Richtung liegt, und auf der Westseite von dem Lande der Matatanen begränzt wird. Ihre Dörfer stehen auf kleinen, steilen Hügeln, die um so schwerer zu ersteigen sind, da die Einwohner die Hindernisse des Zuganges noch vermehrt haben.

Das Oberhaupt der Mahafallen und Kemouzaï stimmen in zwei Umständen nicht überein, die doch besonders ins Licht gesetzt zu werden verdienen. Die Madefassen sind allgemein der Meinung, daß die Weiber der Kimos keine Brüste haben, und daß sie ihre Kinder mit Kuhmilch ernähren. Auch sagt man noch: sie hätten die monatliche Reinigung nicht; aber zu der Zeit, wo sie eintreten sollte, werde ihre Haut blutroth. Kemouzaï hat mich versichert, diese Meinung sey gegründet; aber das Oberhaupt der Mahafallen bestreitet sie: und so muß man sein Urtheil wenigstens zurückhalten und sehr behutsam seyn, ehe man Phänomene glaubt, die so sehr von den allgemeinen Gesetzen abzuweichen scheinen, wenn sie sich über eine gewisse Anzahl von Individuen erstrecken. Ich habe mir eine Kimosin verschafft, die vor einigen Jahren ein Oberhaupt der Provinz Mandrareï zur Gefangenen gemacht hat. Sie ist von großer Statur, nehmlich mit der verglichen, die man den übrigen Weibern ihrer Nation zuschreibt; indeß hat sie doch nur drei Fuß, Nachons Reife. E

sieben Zoll. Sie ist 30 bis 32 Jahr alt; Ihre Arme sind sehr lang, und ihre Hände den Klauen eines Affen ziemlich ähnlich. Die Warzen ihres Busens sitzen so dicht in der Brust, wie bei den magersten Mannspersonen, und man sieht gar keine Spur von Brüsten. Meine kleine Kimosin war bei ihrer Ankunft in dem Fort erschrecklich mager; aber seitdem sie ihren gefräßigen Appetit befriedigen kann, wird sie wohlbeleibt, und ich glaube, daß ihre Gesichtszüge, wenn sie erst in ihrem natürlichen Zustande ist, sorgfältige Beobachtung verdienen werden. Der Anführer, der mir diese Kimosin verkaufte, sagte mir: einer seiner Freunde hätte einen männlichen Kimosen, und er würde alles Mögliche thun, um mir denselben zu schicken.

Wenn das Unternehmen, das ich vor zwei Monäthen machte, besser gelungen wäre, so würde ich mir gewiß die Gelegenheit nicht haben entgehen lassen, zwei solche Zwerge von beiderlei Geschlecht nach Frankreich zu schicken; doch, vielleicht bin ich in der Folge glücklicher. Es ist ohne Zweifel kein sonderliches Wunder, in einer so großen Insel wie Madagaskar, die unter mehreren Himmelsstrichen liegt und so äußerst mannichfaltige Produkte hat, Zwerge anzutreffen; aber ein wahrer Menschenstamm von Zwergen, die in Gesellschaft leben, ist ein Phänomen, das man nicht mit Stillschweigen übergehen kann.

Mit den Nachrichten der Herren de Modave und Commerçon kann man noch die von einem Officiere verbinden, der sich einen Kimos verschafft hatte und ihn, wie er mir selbst sagte, nach Frankreich schicken wollte, wenn nicht Herr de Surville, der das Schiff, womit er zu reisen Willens war, kommandirte, ihm die Erlaubniß dazu verweigert hätte.

Muß man sich, bei so wenig zweideutigen Zeugnissen, nicht wundern, daß Flacourt alle Nachrichten von der Existenz dieses Volkes als Fabeln behandelt hat? Man sollte doch endlich aufhören, gegen Thatsachen die Autorität dieses Mannes aufzustellen, der durch seinen unverföhnlichen Haß gegen die Madekassen in allen Stücken

verdächtig ist. Die Einwohner von Madagaskar sind nicht verderbte, unverständige Menschen, weil ihre Sitten das Gegentheil von den unsrigen sind, und weil sie Vergnügen daran finden, auf verschiedene Theile ihres Körpers seltsame Figuren zu zeichnen. Sitten und Gebräuche unterscheiden sich nach den Himmelsstrichen. Allenthalben mag der Mensch sich gern auf hundert verschiedene Arten entstellen: der Indier zieht sich die Ohren lang; der Chinese drückt sich die Nase ein, und macht sich die Stirn platt; und wenn man sich denn einmal bei solchen Rinderreien aufhalten will, so scheint der civilisirte Mensch in dieser Rücksicht vielleicht weniger klug, als der Wilde.

Die Bewohner von Madagaskar sind keine Betrüger und Bösewichter, weil sie den verderblichsten Vorurtheilen und dem leidigsten Aberglauben zum Opfer dienen. Es giebt auf der ganzen Erde kein bewohntes Land, das nicht seine Fabeln und Chimären hätte; allenthalben sieht man den Menschen Geister citiren, auf die Kraft der Amulette vertrauen und den Träumereien der Astrologie lächerlichen Glauben beimessen. Gewiß hat in den civilisirten Ländern dieser Schwindelgeist nicht die wenigsten Unordnungen erregt; denn wenn der Aberglaube sich mit den mannichfaltigen Lastern großer Gesellschaften vereinigt, so wird sein Gift nur um so wirksamer. Mag Flacourt die undankbare Mühe übernehmen, die abergläubischen Gebräuche der Madekassen zu schildern; davon hat der Leser keinen nützlichen Unterricht. Ist es übrigens zu verwundern, daß der Wilde, wenn er allerlei furchtbare Naturscenen um sich her sieht, sie dem Zorn eines unsichtbaren Wesens zuschreibt? Er wird dieses durch Gebete und Opfer zu versöhnen suchen und, weil er über die Art des der Gottheit gebührenden Dienstes irrt, in seinem Wahnsinn ungereimte, kindische und oft auch blutige Gebräuche erfinden. Nur durch diesen Schwindelgeist, von dem kein Volk frei ist, scheinen die Malegaschen uns größere Verbrecher, als die Kannibalen, da sie aus dem sträflichsten Aberglauben

neugeborne Kinder, wenn die Ombiassen einen solchen Ausspruch thun, den wilden Thieren vorwerfen. Diese Betrüger beobachten den Stand der Planeten, und verurtheilen die neugebornen Kinder, das Leben zu verlieren, wenn ihr Geburtstag für unglücklich erklärt wird. In diese Klasse gehören die Monathe März und April, die letzte Woche in jedem Monath, ferner alle Mittwoche und Freitage im Jahre. So wird beinahe in der einen Hälfte des Jahres die Bevölkerung von Madagaskar in ihrer Quelle gehindert! Man vollzieht indes den unmenschlichen Ausspruch der Ombiassen nicht immer; weniger abergläubische, zärtliche Väter lassen oft die unglücklichen und unschuldigen, in den Wäldern ausgesetzten Opfer wegnehmen und sie heimlich erziehen. Sie versöhnen dann durch Opfer das böse Gestirn, das bei ihrer Geburt geherrscht hat.

Doch ich ziehe den Vorhang über eine Abscheulichkeit, welche die Natur empört. Warum konnte ich nicht, zur Ehre der Menschheit, einen so strafbaren Gebrauch ganz verbergen! Welcher Thorheiten ist der unwissende und leichtgläubige Mensch nicht fähig? Unsre Irrthümer stehen, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unfrem Elend in gleichem Verhältniß. Unwissenheit macht es größer; Aufklärung vermindert es. Entweder ist der Mensch auf der Erde, die er bewohnt, sehr neu, oder diese Erde hat sehr große Revolutionen erfahren; denn wenn wir über das wenige Licht, das auch die gebildetsten Nationen haben, nachdenken — können wir uns dann unsre tiefe Unwissenheit verbergen, und nicht einsehen, daß wir kaum aus dem Chaos hervorgegangen sind? Was auch der geschickteste Mensch weiß, ist so wenig, daß wirklich nur die leichtsinnigsten und superficiellsten Köpfe sich dessen rühmen können. Indes muß die Besorgniß, unsre Fortschritte in dem Studium der Moral und der physischen Wissenschaften zu sehr zu erheben, uns nicht ungerecht gegen unser Jahrhundert machen. Die Rechte des Menschen sind nun besser bekannt und die Ursachen der beunruhigendsten Phänomene

nicht länger ein Geheimniß. Unfre Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften haben uns Geheimnisse enthüllt, welche die Natur über unfre schwachen Einsichten hinaus gerückt zu haben schien. Doch wie viele von uns hält Leichtsinns auf immer von dem Heiligthum dieser Wissenschaften ab! Der Wilde ist weniger davon entfernt. Wer ganz frei gesteht, daß er nichts weiß, kann eher Belehrung erhalten, als die meisten von jenen Eingebildeten, die kaum die Oberfläche der Dinge kennen, und dennoch über das Schwerste und Verwickeltste entscheiden! Während meines Aufenthaltes in Madagaskar habe ich viele Proben mit den Insulanern angestellt, und das Resultat zeigte mir, wie wenige Schwierigkeiten es macht, ihnen richtige Begriffe von unsren Wissenschaften beizubringen. Ich bin oft darüber erstaunt, wie außerordentlich leicht sie die allgemeinen Ursachen der vornehmsten Phänomene, welche sie am stärksten in Schrecken und Verwunderung setzen mußten, begriffen. In civilisirten Ländern sind sehr viele Menschen zu ununterbrochener Arbeit genöthigt, wenn sie sich ihren Unterhalt erwerben wollen; aber die wilden Nationen, welche ein fruchtbares Land bewohnen, befinden sich nicht in diesem Falle. Sie sind begierig nach Unterricht, und haben Muße dazu.

Der nordöstliche Theil von Madagaskar.

Der nordöstliche Theil dieser Insel ist das reiche Vorrathshaus der Kolonien auf Isle de France und Bourbon. Die Häfen, die am stärksten besucht werden, sind Foulpoint, Sainte-Marie und die Bay Antongil*). An diesen drei Orten haben die Franzosen

*) Eine nähere Angabe von der Lage dieser Derter wird hier hofentlich nicht am unrechten Orte seyn. Foulpoint, eine Benennung, die sich von Englischen Seefahrern herschreibt, bedeutet die unreine Spitze. Ohne Zweifel ist die Menge und die, noch überdies veränderliche, Lage der Untiefen, Ko-

Kolonieen anzulegen versucht. Ein Soldat in Diensten der Indischen Kompagnie, Namens la Vigorne, hat mir nützliche Belehrung über die Niederlassungen der Seeräuber in diesen Gegenden mitgetheilt. Er hatte sich bei den Insulanern beliebt gemacht und durch einen langen Aufenthalt unter ihnen eine Art von Einfluß auf sie erlangt, der für die Administratoren von Isle de France und Bourbon viele Jahre nützlich gewesen ist. Von ihm habe ich einige geringe Kenntnisse von dem Charakter, den Sitten und den Produkten im Nordöstlichen Theile von Madagaskar erhalten.

Die Einwohner dieser Küste sind noch besser und menschlicher, als die in der Provinz Karfanossi. Diese guten Leute gebrauchen weder Schlösser noch Riegel, und verschließen die Thür ihrer Häuser nur mit Dornen und Reisern. Sie würden sich nicht vor Diebstahl fürchten, wenn ihre Wohnungen auch voller Kostbarkeiten wären. Diese Häuser sind indeß nur zusammengesetzte Blätter und Matten, die man ohne alle Mühe einstoßen kann. — Als man gegen die Seeräuber, welche die Indischen Meere beunruhigten, beträchtliche Unkosten traf, um ihren Korsarenzü-

rückflühen und Sandbänke daselbst, ein hinreichender Grund gewesen, sich dieses Ausdrucks zu bedienen, zumal da jeder mit Felsenstücken belegte und ungleiche Ankergrund in der nautischen Sprache Foul, (unrein) genannt wird. Die Landspitze, welche diesem Ankerplatze gegenüber liegt, wird auf $17^{\circ} 40'$ S. Br., und $47^{\circ} 16'$ O. L. von Paris bestimmt. Die Schiffe liegen hier zwischen Felsenriffen, die zur Ebbezeit trocken sind, auf offener Abrede, den Winden ausgesetzt, welches jedoch hier zu Lande, wenigstens in der guten Jahreszeit, nicht für allzu gefährlich gehalten wird. — Der Hafen von St. Marie auf der Insel dieses Namens, die in der Sprache der Eingebornen Nosfi Hibrahim heißt, liegt an der Westseite derselben, gegen ihr südliches Ende zu, in 17° S. Br. und etwa funfzehn Englische Meilen von der gegenüber liegenden Ostküste von Madagaskar entfernt. Er hat ebenfalls wenig Schutz, indem die Schiffe außerhalb des kleinen Inselchens im Eingange liegen müssen. Auf diesem Inselchen liegt der kleine Flecken Pandeken, den die Franzosen zu verschiedenen malen, nemlich 1740 und 1743, in Besiz nahmen und woselbst sie ihre Faktoreien errichteten, die sie aber 1762 wieder verließen. Die kältesten Monate sind hier Januar, Februar und März.

gen ein Ende zu machen, geriethen sie in Furcht, und flohen nach der Nordostküste von Madagaskar. Wie es scheint, legten sie ihre erste Niederlassung auf der Insel Nossi-Hibrahim an, die von den Franzosen Sainte-Marie genannt wird, und deren eine Spitze elf Stunden von Soulpont liegt, die andre aber sich im Norden bis zur Deffnung der Bay Antongil erstreckt. Es gelang ihnen, sich durch Heirathen das Zutrauen und die Freundschaft der Insulaner zu erwerben. Vielleicht findet man es befremdend, daß Leute von einem so schändlichen Gewerbe kein verächtlicheres Andenken hinterlassen haben; allein diese Insel ward für sie und ihre Kinder ein neues Vaterland, dessen Sitten und Gebräuche sie annahmen. Uebrigens kann man in einem so fruchtbaren und an allen Lebensmitteln so reichen Lande fast unmöglich ein Eigenthum verletzen; denn der einzige Reichthum der dortigen Völkerschaften besteht im Boden, und dieser gehört allen Insulanern beinahe ohne Unterschied. Es befremdet daher nicht, daß die Piraten, die immer wieder nach diesem Zufluchtsorte hinkommen, um ihre Schiffe auszubessern und mit Lebensmitteln zu versehen, von den Malegaschen wohl

In der Meerenge zwischen Nossi-Hibrahim und Madagaskar sind Kaskelotte oder die Art Wallfische, welche Wallrath führen, sehr häufig. Die Insel St. Maria ist von Norden nach Süden sechs und dreißig Englische Meilen lang, und wo sie am breitsten ist, von Osten nach Westen sechs Englische Meilen breit. Die Fluth steigt im Hafen nur vier Fuß. Das Erdreich ist mehrentheils schlecht, und hat nur einige gute Stellen; daher ist auch die Insel wenig bewohnt. — Die große Bay Antongil (Anton Gil), sonst auch Manghaben, liegt in der Nordostgegend von Madagaskar. Den ersteren Namen hat sie von ihrem Entdecker Antonio Gillo, einem Portugiesen; unter dem letztern ist sie den Eingebornen bekannt. Sie hat von Süden nach Norden, wohin sie sich ins Land vertieft, eine Tiefe von zwölf bis vierzehn Seemeilen, und ist acht bis neun Seemeilen breit, folglich vielmehr ein Meerbusen, als eine Bay. Im Norden hat sie eine kleine Insel, Marotte, (oder Marov, auch Maroffe) hinter welcher die Schiffe einen guten, sichern Ankerplatz, sehr nahe am Ufer finden. Dieses Eiland liegt in 15° 45' S. Br. und ist, wie die ganze Umgränzung der Bay, mit anmuthigen Waldungen bewachsen.

G. S.

aufgenommen wurden, da diese ihren Reichthum mit ihnen theilten, ohne etwas von ihren Räubereien zu muthmaßen. Sie verglichen das Verhalten jener Elenden mit dem Verfahren mehrerer Europäischen Schiffe; und die Vergleichung fiel nicht zum Vortheile der Letztern aus, da diese sich mehr als Einmal mit Gewalt Erfrischungen verschafft, und dabei unerhörte Bedrückungen verübt, z. B. Dörfer abgebrannt oder sie mit ihrem Geschüs niedergeschmettert hatten, wenn man ihnen nicht geschwind genug Ochsen, Hühner und Reis lieferte. Nach solchen Gewaltthatigkeiten war der Anblick eines Europäischen Schiffes für die Insulaner natürlicher Weise ein Signal des Schreckens und Unglücks. Die Bewohner auf Soulpoint haben noch nicht vergessen, daß im Anfange dieses Jahrhunderts die Mannschaft eines Europäischen Schiffes eine Menge Insulaner unter ein großes Zelt lockte. Sobald es voll war, fielen die Zeltstangen zusammen; und durch diese abscheuliche List konnte man sich leicht einer großen Anzahl von ihnen bemächtigen, die dann zu Sklaven gemacht wurden. Wenn ich auch solche Unthaten mit Stillschweigen übergehen könnte, so würde ich es doch für nützlich halten, ihrer zu erwähnen, um zu zeigen, wie viel unsre Vorgänger gethan haben, was von uns wieder gut zu machen ist.

Die Piraten setzten ihre Räubereien bis zum Jahre 1721 mit Glück fort; aber um diese Zeit vereinigten sich mehrere Nationen, weil ihr Handel ungeheuren Verlust erlitt, das Indische Meer von diesen furchtbaren Tyrannen zu befreien, die sich vor der Insel Bourbon eines großen Portugiesischen Schiffes, worauf sich der Graf von Neceira und der Erzbischof von Goa befanden, und noch an eben dem Tage eines andren Schiffes von dreißig Kanonen, folglich zweier sehr beträchtlichen Prisen, bemächtigt hatten.

Die Seeräuber thaten, da sie des Krieges gewohnt und auf ihr Glück stolz waren, einen langen und fürchterlichen Widerstand. Man mußte ihnen eine beträchtliche

Macht entgegen stellen, sie durch strenge Züchtigungen in Schrecken setzen, sie trotz allen dringenden Gefahren bis an ihren Zufluchtsort verfolgen, und sie zwingen, daß sie daselbst ihre Schiffe verbrannten. Dieser strengen Mittel bediente man sich, um das Indische Meer von den Räubern zu befreien, die es beunruhigten, seitdem Vasco de Gama den Europäischen Schiffen den Weg nach Indien eröffnet hatte. Nach dem gänzlichen Verlust ihrer Schiffe konnten die Piraten dem Handel nicht mehr schaden und sich nicht mehr aus der unbedeutenden Niederlassung hervorwagen, die sie auf St. Marie, der unweit Madagaskar gelegenen kleinen Insel, angelegt hatten. Doch diese Bösewichter begingen jetzt, als sie einem irrenden, umherschweifenden Leben entsagen mußten, neue Urthaten. Da sie in fruchtbaren Gegenden, wo kein Eigenthum abgesondert ist, ihr schändliches Gewerbe nicht mehr mit Vortheil treiben konnten, weil sie viel zu schwach waren, die Insulaner zu unterjochen: so hätte man glauben sollen, es bliebe ihnen kein andres Mittel zu schaden übrig, als Zwietracht unter den Insulanern anzustiften. Aber wären sie bloß dabei stehen geblieben, Uneinigkeit und Kriege unter den Malegassen zu erregen, so würde das Feuer wahrscheinlich wieder erloschen seyn, und diese sich dann, wenn sie bei ruhigeren Zeiten zur Vernunft gekommen wären, unfehlbar an die Piraten gehalten und sich für die Treulosigkeit derselben gerächt haben. Es war also, wenn ihre verderblichen Pläne gelingen sollten, nothwendig, daß sie den Krieg für die Insulaner nützlich machten. Der Verkauf der Gefangenen, d. h. der Sklavenhandel, erfüllte für sie die Absicht, die Uneinigkeiten unter den Malegassen immerfort zu erhalten, um dadurch neue Mittel zur Bereicherung zu gewinnen und die Europäischen Nationen, welche jenen abscheulichen Handel begünstigen, zu ihren Freunden und Beschützern zu machen. So endigten die Piraten ihre Räubereien mit diesem neuen Verbrechen, welches noch jetzt die Insel Madagaskar entvölkert. Es

hat seit dem ersten Entstehen immer zugehommen, und man kann eben so schwer sein Ende absehen, als seine traurigen Folgen berechnen. Von allen durch die Seeräuber veranlaßten Unordnungen und Uebelthaten ist die Einführung des Sklavenhandels in Madagaskar unstreitig die größte. Dieser verdient um so mehr Abscheu, da die, welche Vorthail von ihm ziehen, die dadurch verursachten Uebel kaum empfinden. Wenn aber aufgeklärte Nationen dieses Verbrechen begehen — darf man sich da wohl wundern, daß die Malegaschen, weil ihnen der Verkauf der Sklaven immerwährenden Vorthail verschafft, noch jetzt dankbar gegen die schändlichen Menschen sind, denen sie, nach ihrer Meinung, den größten Theil ihrer Reichthümer zu verdanken haben? Ehe diese Räuber sich unter ihnen niederließen, hatten Hind- und Schafvieh keinen Werth; auch für Reis und andre Lebensmittel bekamen die Insulaner nicht mehr, als die Schiffer ihnen zu geben für gut fanden. Es scheint fogar, als hätten die Piraten, so lange sie ihre Räubereien trieben, bei der Rückkehr von jeder Expedition den Gewinn ihrer Fahrten in Trunkenheit und andern Ausschweifungen verschwendet.

Mangel an Bedachtsamkeit für die Zukunft ist bei Leuten, die an ein herumsehweifendes und zerstreuetes Leben gewöhnt sind, nicht selten, und die äußerst große Verschwendung dieser schlechten Leute befremdet also nicht; aber man darf sich nicht wundern, daß sie den Insulanern die unreine Quelle, aus der sie ihren Reichthum schöpften, verbargen. Vielleicht ist dies der einzige Punkt, worin sie klug zu seyn gezwungen wurden; denn sonst konnten sie sich den Haß der Insulaner zuziehen, an deren Freundschaft ihnen doch viel gelegen seyn mußte. Gewiß würden die Malegaschen so gefährliche Gäste, wenn sie die Verderbtheit derselben gekannt hätten, vertilgt haben; aber da ihr Andenken bei den Insulanern nicht verhaßt ist, so müssen diese sich durch tiefe Verstellung und durch den äußeren trügerischen Schein von Zuneigung und Vertrauen

Haben verführen lassen. Verstellung konnte übrigens jenen Bösewichtern nicht schwer fallen, da sie von der frühesten Jugend an zu List gewöhnt waren. Nur auf diese Art läßt es sich erklären, wie die Malegaschen noch eine Art von Zuneigung zu diesen schändlichen Räubern, ja ich möchte fast sagen eine gewisse Ehrfurcht für dieselben, haben können.

Zu der Zeit, als die Piraten bloß damit beschäftigt waren, die Indischen Meere zu beunruhigen, konnten sie auf Madagaskar keine großen Unordnungen erregen. Ihr Aufenthalt auf dieser Insel war immer sehr kurz, und übrigens konnten sie, da sie schleunig ihre Schiffe ausbessern und sich Lebensmittel verschaffen mußten, nicht darauf denken, Unruhen und Zwietracht unter den Bewohnern zu stiften; denn ihre Abwesenheit gab den letzteren Gelegenheit, sich an ihren Weibern und Kindern zu rächen und ihre Niederlassungen zu Grunde zu richten. Aber so bald sie gezwungen wurden, ihrem schändlichen Gewerbe zu entsagen, befolgten sie in ihrer Art zu leben einen ganz andern Plan. Sie dachten auf Mittel, einen Theil der Reichthümer, die sie so unbedachtsam verschwendet hatten, wieder zu erlangen, und sich den Schutz der Europäer dadurch zuzusichern, daß sie ihnen einen Handelszweig verschafften, dessen Umfang und Wichtigkeit sie kannten. Diese schlechten Menschen haben zuerst den Sklavenverkauf in dem Nordöstlichen Theile von Madagaskar eingeführt. Alle Traditionen des Landes sagen uns dies, und La Bigorne hat es mir bestätigt. Nur durch viele Unruhen und Uneinigkeiten, die sie auf der Insel erregten, kamen jene Räuber gegen das Jahr 1722 dahin, den Widerwillen der Malegaschen gegen einen so abscheulichen Handel zu besiegen. Vorher hatten mehrere Europäische Schiffe die Insulaner vergebens dahin zu bringen gesucht, ihre Gefangenen und Uebelthäter zu verkaufen. Ihre Unterhandlungen hierüber waren mit Unwillen verworfen, und sie selbst, wenn sie List oder Gewalt zu brauchen gewagt hatten, auf eine

schreckliche Art bestraft worden. Die Seeräuber kannten den Muth der Malegaschen besser, um sich eben der Mittel zu bedienen; sie sahen ein, daß ihre Anzahl nicht hinreichte, dieselben zu unterjochen oder ihnen über einen Handel, gegen den sie Widerwillen empfanden, Gesetze vorzuschreiben. Die geringste Gewaltthätigkeit in diesem Stück hätte ihnen, und noch gewisser ihren Weibern und Kindern, den Untergang zugezogen. Der sicherste Weg zur Erreichung ihres Endzweckes war der, daß sie unter den Insulanern Zwietracht erregten und die innerlichen Kriege derselben benutzten, um sie dahin zu bringen, daß sie sich ihrer Gefangenen entledigten, die ihnen durch ihre Anzahl nothwendig zur Last werden mußten. Aber mitten unter allen diesen Unordnungen war ihnen zur Erreichung ihrer Absichten und wegen ihrer Sicherheit äußerst viel daran gelegen, mit beiden Partheien in Verbindung zu bleiben und die Rolle der Vermittler zu spielen. Sie mußten also eine Gelegenheit, oder wenigstens einen scheinbaren Vorwand, abwarten, um diesen hassenwerthen Plan auszuführen; und eine solche Gelegenheit fand sich bald.

Die Bethalimenen, eine Völkerschaft im Inneren des Landes, hatten ihre Dörfer verlassen und sich in großer Anzahl nach dem Wohnorte der Seeräuber aufgemacht, um sich verschiedene Handelsartikel, deren Nutzen und Bequemlichkeit sie einsahen, zu verschaffen. Besonders fragten sie stark nach dem schönen Rattun, nach Schnupftüchern von Masulipatnam, Musselinen und einigen andern, mehr oder weniger kostbaren Waaren. Die Bewohner der Seeküste, die unter dem Namen Untawaren und Maniwulis bekannt sind, sahen sie mit wahrem Vergnügen bei sich, und würden es für Verletzung der Gastfreundschaft und zugleich ihrer Zuneigung zu den Seeräubern gehalten haben, wenn sie die letzteren in dem Handel um Vieh und allerlei andere Lebensmittel, die ihnen zum Verproviantiren ihrer Schiffe nothwendig waren, nur im mindesten gestört hätten.

Die *Bethalimenen* sind wirthschaftlicher und muthiger als die *Untawarren* und *Maniwulis*; sobald sie daher sahen, daß die Seeräuber durch die gänzliche Zerstörung ihrer Marine die Quelle ihrer Reichthümer verloren hatten, machten sie Anstalt, mit dem reichen Gewinne, den sie zusammengebracht, wieder nach ihren Dörfern zurückzukehren. Die *Untawarren* und *Maniwulis* würden sich ihrer Abreise nicht widersezt haben, wenn die Seeräuber nicht alles angewendet hätten, sie aufzureizen. Diese stellten ihnen nehmlich vor: die köstlichen Waaren, die Frucht ihrer Mühe und ihrer Zuneigung, wären auf immer für sie verloren, wenn sie zugäben, daß dieselben aus ihrem Gebiete gingen und in das Innere des Landes vertheilt würden. So ließen die *Untawarren* und *Maniwulis* nach einem langen Widerstande, der bloß von Ehrfurcht für die Rechte der Gassifreundschaft herrührte, sich endlich überreden und zu einem ungerechten Kriege verführen. Dieser blutige Krieg war die Quelle von allen denen, welche noch jetzt den Nordöstlichen Theil von Madagaskar verheeren. Vor dieser Zeit lebten die Insulaner in Frieden; die kleinen Zwistigkeiten, die unter Gesellschaften von geringer Größe unvermeidlich sind, währten niemals lange und ließen keine Spur von Groll zurück. Die Piraten waren übrigens so klug, sich nicht bei dem Heere der *Untawarren* und *Maniwulis* sehen zu lassen, doch ohne daß sie deshalb den Anschein haben wollten, als beobachteten sie die Neutralität: sie verkauften nehmlich diesen beiden Völkerschaften zu einem sehr hohen Preise Waffen und Kriegesmunition; den *Bethalimenen* schlugen sie diese Hülfe ab, gaben ihnen aber insgeheim den verrätherischen Rath, von einem erst kürzlich zu *Soulpoint* angekommenen Europäischen Schiffe gegen ihre Gefangenen Feuerergewehre und Kriegesmunition einzutauschen. Die *Bethalimenen* benutzten diesen Rath begierig, da sie über die Gewaltthatigkeiten, welche die beiden andern Völkerschaften gegen sie begingen, im höchsten Grade aufgebracht waren.

Sie hatten bei einer tapfern Vertheidigung eine große Anzahl Gefangener gemacht; diese waren ihnen jetzt zur Last, und durch den Verkauf derselben konnten sie die zur weiseren Vertheidigung nöthigen Waffen bekommen. Sie wußten es den Seeräubern Dank, daß diese ihnen Mittel an die Hand gegeben, die beiden anderen Völkerschaften für ihre Untreue zu bestrafen; ists hatten sie hinlängliche Munition, ja, sie waren noch besser damit versehen, als ihre Feinde, die nun ihrer Abreise kein Hinderniß mehr in den Weg legen konnten. Eben die Madefassen, die von jeher einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Verkauf von Sklaven gezeigt hatten, veränderten in diesem Stück plötzlich ihre Grundsätze. Sie hielten uns indes für Menschenfresser; und die unaufhörlichen Bemühungen der Europäer, sich durch List oder Gewalt Sklaven zu verschaffen, hatten nicht wenig dazu beigetragen, sie in dieser für uns schimpflichen Meinung zu bestärken. Die Feinde der Weißen — und ihrer gab es nicht wenige — machten sich ein Vergnügen daraus, diese gehässige Verläumdung zu verbreiten, und man versichert sogar, sie sey von einer Generation zu der andern so fortgepflanzt worden, daß sie sich noch jetzt erhalte. Das beste Mittel, diese erniedrigenden Beschuldigungen zu vernichten, wäre gewiß, einige junge Malegaschen bei uns mit vorzüglicher Sorgfalt erziehen zu lassen, und sie dann nach ihrem Vaterlande zurückzuschicken. Dies würde übrigens außerdem die größte Wohlthat für die Insel seyn, und man hat daher sehr viel Ursache sich zu wundern, daß es bis jetzt noch nicht geschehen ist.

Ich sage nichts von der langen Reihe von Kriegen, die seit jenem Zeitraume den nördlichen Theil von Madagaskar unaufhörlich verwüestet haben; doch muß ich anmerken, daß die Piraten, die einzigen Urheber der Streitigkeiten, sich immer die Liebe aller drei Völkerschaften zu erhalten wußten. Seitdem verschmäheten die Europäer es nicht mehr, sich um ihre Protektion zu bewerben. Der öffentliche Verkauf der Sklaven diente dazu, den Haß und die Nach-

sucht in vollen Flammen bleiben zu lassen; und beides wird die Insel am Ende ganz verheeren! Wie viele Opfer für die unerfättliche Habsucht einiger Räuber!

Der Sklavenhandel, der dazu gedient hatte, die Macht der Piraten zu gründen, war auch ihren Kindern vortheilhaft. Tam sim alo, dessen Mutter die Tochter eines mächtigen Oberhauptes, und dessen Vater ein alter, durch List und Räubereien berühmter Pirat war, bemächtigte sich nach dem Tode des Letzteren der obersten Herrschaft. Unter seiner Regierung fiel nichts Außerordentliches vor; indes ist sein Andenken den Insulanern noch werth, und sie ehren seine Asche, die seit dem Jahre 1745, wo er starb, auf der Insel St. Marie ruht.

Sein Sohn Iean Harre (Zanhar*)?) folgte ihm in der Regierung; aber seine Macht war eingeschränkter, und durch sein schlechtes Verhalten zog er sich die Verachtung seiner Unterthanen zu. Er machte Fouspoint zu seiner Residenz, und überließ die Regierung von St. Marie seiner Mutter und seiner Schwester, die unter dem Namen Betty bekannt ist. Kurze Zeit nach Tam sim alo's Tode legte die Indische Kompagnie auf St. Marie eine Niederlassung an. Herr Goffe bekam den Auftrag, in ihrem Namen diese Insel in Besitz zu nehmen. Er ließ sich bei dieser Ceremonie von Betty, Tamsimalo's Tochter und Zanhar's Schwester, begleiten, obgleich diese Ehre, nach den Gebräuchen des Landes, der Wittwe des Tamsimalo, deren Oberherrschaft anerkannt war, gebührt hätte. Die letztere, ein stolzes, herrschsüchtiges Weib, fand sich durch die Vernachlässigung und Verachtung, die Goffe bei dieser Gelegenheit gegen ihren Rang gezeigt hatte, äußerst beleidigt, und schwor, sich zu rächen. Goffe verachtete ihren Zorn lange Zeit; dies Verhalten war aber unweise, und konnte der ihm anver-

*) So schreibt *le Gentil* diesen Namen. Durch die Lesart des Arbei' Kochon möchte man verleitet werden, an Johann's (Jean) zu denken, da man doch vermuthlich nur Dschahar aussprechen soll.

trauerten Kolonie früher oder spät großes Unglück zuziehen. Während des Herbstes schwächten epidemische Krankheiten und hartnäckige Fieber die Kolonie; die Administration von Île de France mußte also jährlich neue Mannschaft dahin schicken, um den durch die ungesunde Luft verursachten großen Verlust zu ersetzen. Die Mortalität war im Herbst so groß, daß man die Insel nur den Kirchhof der Franzosen nannte. Freilich sorgte man indeß sehr dafür, nach diesem ungesunden Orte nur solche Leute hinzuschicken, an deren Verlust nicht viel gelegen war.

Gosse, der es an Achtung gegen Tamsimalo's Wittwe fehlen ließ, wandte übrigens, wie man versichert, alle Mittel an, Betty'n zu gefallen. Dieses reizende Frauenzimmer verband mit einer angenehmen Figur viele Annehmlichkeit, und die Insulaner hatten zu ihr viel mehr Liebe, als zu ihrer Mutter. Sie war nicht unempfindlich gegen Gosse'n's Zuneigung, und vereitelte mehr als Einmal die verderblichen Pläne, die ihre Mutter gegen die Franzosen gemacht hatte; doch endlich waren ihrem Dienst-eifer Gränzen gesetzt, und es stand nicht in ihren Kräften, sie zu überschreiten. Tamsimalo's Wittwe beschuldigte Gosse'n, er habe die ehrwürdige Asche ihres Vaters beunruhigt und die in dessen Grabe verschlossenen Reichthümer weggenommen. Diese Beschuldigung, mochte sie nun wahr oder falsch seyn, erregte eine solche Gährung, daß augenblicklich der Untergang der Franzosen unwider-ruflich beschlossen ward. Die Insulaner brachen plötzlich auf das Etablissement ein, steckten es in Brand, und ermordeten alle Franzosen ohne Unterschied. Sobald man diesen unglücklichen Vorfall, der sich an dem Tage vor Weihnachten 1754 ereignete, auf Île de France erfuhr, bekam ein bewaffnetes Schiff Befehl, sich vor den Eingang des Hafens von St. Marie zu begeben, und die Bewohner der Insel auf das strengste zu bestrafen. Dies geschah auf eine fürchterliche Art: man steckte eine Menge Dörfer in Brand. Mehrere große Kanots mit In-

Infulanern wurden in den Grund gebohrt. Das, worin sich Lamsimalo's Wittwe befand, bemühte sich vergebens, die Bay Antongil zu erreichen und auf diese Art den nachsetzenden Schaluppen zu entgehen. Das Geschütz erreichte es; jene Frau ward getödtet, und mehrere von ihren Begleitern hatten dasselbe Schicksal. Die übrigen wurden zu Gefangenen gemacht. Unter den letzteren befand sich auch Betty. Man brachte sie nach Isle de France, und hier rechtfertigte sie sich vor dem hohen Rath. Sie bewies nehmlich, daß bloß ihre Mutter an der Ermordung der Franzosen Schuld hätte; daß sie selbst durch ihre Verbindungen mit Goffe'n in Lebensgefahr gekommen wäre, und daß sie zu St. Marie nicht mehr sicher seyn könnte, da sie durch ihre Unhänglichkeit an die Franzosen, und durch ihre Bemühungen zur Rettung derselben, das Vertrauen und die Zuneigung der Insulaner verloren hätte. Der hohe Rath ward von ihrer Unschuld überzeugt, und schickte sie mit beträchtlichen Geschenken nach Foulpoin zu ihrem Bruder Zanhar zurück. Man trug ihr auf, alle Mittel anzuwenden, daß die Ruhe und die Eintracht zwischen den Bewohnern von Foulpoin und den Franzosen wieder hergestellt würde. Die ersteren hatten sich vor Schrecken über die zu St. Marie angegerichteten Verwüstungen in das Innere des Landes zurückgezogen. Aller Handel war abgebrochen, und doch machten die Bedürfnisse von Isle de France es nothwendig, daß man ihn auf alle nur mögliche Art wieder herzustellen suchte. Betty war bei ihrem großen Einfluß auf ihren Bruder vor allen andern Personen geschickt dazu, die Absichten der Administration zu erfüllen. Sie machte nur gemeinschaftliche Sache mit la Bigorne, gewesenem Soldaten der Indischen Kompagnie, einem Manne von Einsicht und Thätigkeit. Dieser erlernte in kurzer Zeit die Malegashische Sprache, und erwarb sich durch ein offenes, gleichmäßiges Betragen die Zuneigung der Insulaner. Seinen Bemühungen und seiner Thätigkeit verdankte man

die Wiederherstellung des Handels. Unter mehreren ehrenvollen und einstimmigen Zeugnissen für die von ihm geleisteten Dienste, erwähne ich nur das von Herrn Poivre, der im Jahre 1758 Augenzeuge von dem guten Verhalten dieses braven Soldaten war. Ihm zufolge, ist la Bigorne's Andenken den Malegaschen noch immer werth. Er hatte übrigens seinen Einfluß auf diese mehr seinem guten Charakter, als seiner Beredsamkeit zu verdanken; denn er war in den Reden, die er vor den Insulanern in ihren großen Versammlungen, oder Palabres *) hielt, nicht mit den Malegaschischen Rednern zu vergleichen. Herr Poivre, der mehrmals solchen Versammlungen beigewohnt hatte, sagte mir öfters, daß die natürliche Beredsamkeit der Malegaschen ihn in wahres Erstaunen gesetzt habe. Er pflegte gern mit allen kleinen Umständen zu erzählen, was bei einem großen Palabre vorgegangen war, wozu alle benachbarte Oberhäupter sich mit einer unzähligen Menge Volks eingefunden hatten, um einen Handelstraktat mit den Kommissarien unsrer Indischen Kompagnie zu schließen. Hier ist das, was er mir sagte, in wenigen Worten.

Der Redner begrüßte erst die Oberhäupter, trat dann gegen die Franzosen vor, machte ihnen eine tiefe Verbeugung, und wandte sich hierauf mit folgenden Worten an la Bigorne'n:

Du weißt, la Bigorne, daß seit mehr als achtzig Jahren die Weißen hieher kommen, um mit den Malegaschen zu handeln. Kannst du sagen, daß jemals einer von ihnen durch einen Mann unseres Volkes getödtet worden ist? Wir haben sie immer nicht bloß als unsre Brüder, sondern auch als die Herren des Landes aufgenommen. Wenn die Franzosen Och-

*) *Palabra* bedeutet Wort, Unterredung, *pourparler*. Es ist eins von den Wörtern, welche an die Portugiesen und ihre Erscheinung in Indien erinnern, so wie oben S. 54. das Wort *Aldea*. Vermuthlich haben die Freibeuter es nach Madagaskar gebracht; denn in der einheimischen Sprache pflegen dergleichen öffentliche Reden den Namen *Kabar* zu führen. G. S.

fen und Reiß von uns verlangten, so weigerten wir uns niemals. Wenn sie Pallisaden setzen und Hütten bauen wollten — gingen wir dann nicht in die Wälder, um das ihnen nöthige Holz zu suchen? Haben die, welche vor dir kamen, la Bigorne, und die, welche hier sind, irgend eine Ursache gehabt, sich über uns zu beklagen? Haben sie nicht Wasser aus unseren Quellen geschöpft? Haben sie nicht Holz in unsren Wäldern gefällt, ohne daß ein Mensch in Foulpoint sie gefragt hätte: warum thut ihr das? Die Völker in Süden und im Norden, und noch neuerlicher die zu St. Marie haben die Franzosen ermordet und Krieg mit ihnen geführt; aber die von Foulpoint haben niemals einen geschlagen, sondern im Gegentheil ihnen alle Arten von Hülfe geleistet und ihnen zu jeder Zeit Wohlwollen und Freundschaft erwiesen. Wären denn also die Oberhäupter von Foulpoint weniger mächtig, als ihre Nachbarn? La Bigorne, sie sind mächtiger. Fürchten sie sich vor Krieg mit den Weißen? Nein. Wer würde es aber wagen, Tamsimalo's großen Sohn, Zanhar, unsern Oberherrn und Vater, zu bekriegen? Was für Weiße könnten verwegen genug seyn, die furchtbaren und unüberwindlichen Oberhäupter, die hier zugegen sind, Maruat, Namisi und Namatao anzugreifen? Würden wir nicht selbst den letzten Tropfen Blut vergießen, um sie zu vertheidigen? Also haben die Franzosen nur unsrer Freundschaft, unserm guten Herzen, die ausgezeichnete Begegnung zu verdanken, die ihnen zu Foulpoint, so lange sie den Hafen besuchen, widerfahren ist.

Nun wollen wir auch das Betragen der Franzosen gegen uns betrachten. Weshalb, la Bigorne, hast du, ohne Zanhar und die andern Oberhäupter um Erlaubniß zu bitten, Pallisaden von großen Pfählen gesetzt, die viel stärker und von viel größerem Umfange sind, als die vorherigen? Bist du darin dem alten Gebrauche gefolgt? Rede, antworte! Hast du ihnen das geringste Geschenk gemacht? Doch du schweigst. Du erröthest, fühlst dich schuldig, siehst sie an und forderst von ihnen Nachsicht. Ich bitte hier für dich die unüberwindlichen edelmüthigen Oberhäupter, Zanhar'n unsern Oberherrn, welcher in dieser hohen Versammlung den Vorsitz hat, um Verzeihung für deine Unbesonnenheit. Wir lieben dich, la Bigorne; aber mißbrauche die Zuneigung, die wir zu

dir haben, künftig nicht mehr. Schwöre, daß du nicht wieder in ähnliche Fehler verfallen willst. Solche Vergehungen würden dir das Herz der Einwohner von Foulpoint auf immer entziehen; und um es zu behalten, schwöre uns, daß du künftig unsern Vortheil für den deinigen ansehen willst. Frage also deine hier versammelten Oberen, weshalb seit der Ankunft der letzten sieben großen Schiffe die Capitaine niemals, der Gewohnheit gemäß, Geschenke gemacht haben, da diese doch bei dem Tausche, den die Weißen mit den Malegaschen treffen wollen, zur Befestigung des guten Vernehmens dienen? Weshalb haben diese Schiffe nicht Sachen mitgebracht, um das zu bezahlen, was die Franzosen schon seit einem Jahre schuldig sind? Wir verkauften ihnen mit Niedlichkeit alle Arten von Lebensmitteln, und hatten weiter keine Sicherheit, als kleine Stücke Papier, worin nach deiner Versicherung das Versprechen steht, daß wir in drei Monden bezahlt werden sollen. Weshalb ist dieses feierliche Versprechen bis auf diesen Tag unerfüllt geblieben? Gewiß will man uns zwingen, den Handel mit den Weißen abzubrechen, oder wenigstens unser unbegränktes Vertrauen in ihre Worte und Eidschwüre auf das schmerzlichste verletzten.

Im vorigen Jahre fuhr ein großes Schiff hier vorbei. Es war in dem dringendsten Mangel an Lebensmitteln, und hatte doch nicht die erforderlichen Sachen, um sich seine Bedürfnisse zu verschaffen. Die Kaufleute von Foulpoint gaben ihm Ochsen und Reis, und rechneten sie nicht höher an, als wenn baares Geld entrichtet worden wäre. Man versprach, uns durch das erste Schiff, das von Isle de France käme, bezahlen zu lassen. Seitdem sind zwölf hier gewesen, und alle haben sich geweigert, eine so gerechte Forderung abzutragen. — Wirst du noch sagen, la Bigone, daß die Leute von Foulpoint es an Niedlichkeit gegen die Franzosen haben fehlen lassen? Wirst du noch sagen, daß du uns einen Ochsen zu theuer bezahlst, wenn du eine Kaufflinte (fusil de traite) dafür giebst? wirst du sagen, eine Klafter blaue Leinwand sey der gehörige Preis für eine Schale mit fünfzig Pfund Reis? Du mußt entweder glauben, wir wissen gar nicht, was die Lebensmittel in Isle de France kosten, oder du hast den thörichten Plan, uns Gesetze vorzuschreiben, da du sie doch von uns annehmen mußt. — Ist es nicht wahr, (fuhr

der Redner fort, indem er sich an die Versammlung wandte) daß ihr künftig mit diesen Fremden auf einem bessern und billigeren Fuß handeln wollt? (Die Versammlung bezeugte durch einen allgemeinen lärmenden Zuruf, daß dies allerdings ihr Wille sey. La Vigorne wollte nun das Wort nehmen; aber der Redner hinderte ihn daran, und fing, auf Zanhar's und der übrigen Oberhäupter Befehl, von neuem an zu reden.) — Höre nun die Bedingungen, welche die Kaufleute von Foulpoint dir vorschreiben. Die Schale Reiß soll vermindert werden, wenn die Weißen beim Messen unten daran stoßen, daß der Reiß zusammen fallen, und mehr in die Schale hineingehen soll. Sie wollen auch das Maas nicht mehr gehäuft seyn lassen, wie es sonst geschehen ist. (Ueber diese Bemerkung lachte die Versammlung.) Man wird künftig einen Ochsen nicht für eine schlechte Kaufflinte geben, sondern ein gutes Soldatengewehr dafür fordern. Die Klasterklaue Leinwand soll nach dem alten Maas genommen werden. Das Hamburohr Pulver soll man um so viel vermehren, daß drei dergleichen hundert Flintenladungen enthalten. Die Leute von Foulpoint, die bei den Weißen als Marmites, d. h. als Bediente stehen, sollen als Lohn für dreißig Tage Dienst eine Kaufflinte bekommen.

Nun wandte sich der Redner wieder an die Oberhäupter und an die Versammlung, und sagte zu ihnen: „Ist das nicht euer letzter Wille? „Von allen Seiten her rief man ihm unter Geschrei, Lobsprüchen und Beifallsbezeugungen: Ja, zu. Sobald der Lärm sich gelegt hatte, rief der Redner mit einer donnernden Stimme:

Du hörst, La Vigorne, den Willen des Palabre. Er ist das Gesetz der Oberhäupter und der Wunsch des Volkes, das mit den Weißen handelt. Erkläre nun deinen Herren alles was ich dir gesagt habe. Wenn sie die Bedingungen annehmen, so wollen wir den Vertrag durch ein feierliches Opfer bestätigen; wo nicht, so können sie gehen, wir haben ihner dann keine Lebensmittel zu geben.

La Vigorne übersetzte Herrn Poiore die hier mitgetheilte Rede Wort für Wort. Der letztere mußte sein Ansehen brauchen, um jenen zu hindern, daß er dem Red-

ner nicht die Heftigkeit seiner Aeußerungen vorwürfe. Er war es nehmlich nicht gewohnt, von den Malegaschen mit so weniger Schonung behandelt zu werden; und die Lektion schien ihm um so bitterer, da er sie in Gegenwart von Officieren bekam, welche die Kompagnie mit ihrem Vertrauen beehrte.

Herr Poivre hörte im Gegentheil die nachdrückliche Sprache der Wilden mit Vergnügen. Ihre starken, soliden Gründe machten Eindruck auf ihn; aber da ihm das Interesse der Kompagnie anvertrauet war, so stand es nicht in seiner Gewalt, an dem gewöhnlichen Preise der Lebensmittel etwas zu ändern. Er trug la Bigorne'n auf, dies der Versammlung zu sagen, wobei er zugleich versicherte, daß die Kaufleute von Foulpoint ungesäumt und reichlich für ihre Lieferung bezahlt werden sollten. Die Erhöhung des Lohns für die Leute in Diensten der Weißen bewilligte er, und begleitete zugleich alle seine Versprechungen mit den verbindlichsten Aeußerungen, und mit allem, wovon er glaubte, daß es auf die Oberhäupter Eindruck machen könnte. Er predigte ihnen Frieden und Eintracht, und behandelte sie dabei als Brüder und Freunde; auch gab er ihnen zu verstehen, daß alle Weißen, die nicht eben die Gesinnungen und eben die Achtung gegen sie hätten, sich allgemeines Mißfallen zuzögen. Herrn Poivre's Rede, welche la Bigorne in der Madefassischen Sprache vortrug, schien auf die Versammlung weniger Eindruck zu machen, als auf den Madefassischen Redner; und bloß auf den Rath des Letzteren ward der Vertrag durch Zuruf beschlossen. Es lag nicht wenig daran, daß er zu Stande kam; die Bedürfnisse der Schiffe waren dringend; denn zum Unterhalt für sechshundert Mann wurden täglich drei Ochsen und eine Quantität Reis erfordert. Der Traktat ward mit vieler Feierlichkeit geschlossen. Der Redner tödtete das Opfer, fing das Blut in einem irdenen Geschirr auf, mischte Seewasser, Gänsefuß, gestoßenen Flintenstein, imgleichen ein wenig Erde und Pulver darunter, das er mit

Taffia oder Rum beneht hatte. Alle diese verschiedenen Species zerrieb er mit zwei bleiernen Kugeln, machte auf diese Art ein Getränk daraus, und rief hierauf den Teufel an: er sollte es jedem, der davon kostete und seinen Eid nicht hielte, in Gift verwandeln. Dann nahm er zwei Lanzen oder Hassagais, und tauchte die eiserne Spitze in das Getränk, indes Zanhar einige Tropfen davon auf die Erde fallen ließ.

Der Redner hielt in der rechten Hand ein Messer, und rief erst den Gott der Weißen, dann aber auch den Gott der Schwarzen an, und betete zu ihnen mit lauter Stimme, daß sie das Herz beider Partheien mit Frieden, Freundschaft, Eintracht und Redlichkeit erfüllen möchten. Hierauf hieb er mit seinem Messer plötzlich die in das Getränk getauchte eiserne Spitze der beiden Hassagais ab, und sprach schreckliche Flüche und Verwünschungen gegen jeden aus, der den Vertrag brechen würde.

Wenn die Weißen ihren Eid nicht halten, so werde ihnen dies Getränk zu Gift! Orkane, die aus den vier Weltgegenden wüthend hervorbrechen, sollen ihre Schiffe ergreifen, die Wellen sie verschlingen, und die Leichname dieser Boshaften von den fürchterlichen Ungeheuern, die im Meere wohnen, zerrissen werden! Höre, Zanhar! höre wohl die Stimme des mächtigen Geistes, der mich beseelt! Wenn die Leute von Foulpoint niederträchtig und boshaft genug sind, diesen feierlichen Vertrag zu verlehen, so werde ihnen dieses Getränk zu Gift! so sollen sie durch das Schwert ihres Feindes fallen! ihr Bauch soll zerbersten, und ihr unreiner Leichnam die Speise der Krokodile werden! Muß der unsichtbare Geist, der über diese Versammlung wacht, nicht Rache haben? muß er nicht den Meineid strafen, da er die Eidschwüre annimmt? Alle Menschen, Weiße oder Schwarze, sind vor ihm gleich; alle sind seinem höchsten Willen unterworfen. Er fordert von uns allen einerlei Treue und Redlichkeit, unter einerlei strengen und schrecklichen Strafen.

Rabefin (so hieß der Redner) sprach diese schrecklichen Verwünschungen dreimal mit solcher Hestigkeit in der Stimme und den Geberden aus, daß sie auf die Versammlung einen unbeschreiblichen Eindruck machten. In diesem Zustande der Unruhe und des Schreckens nahmen Zanhar und die andern Oberhäupter mit zitternder Hand in einem Blatte vom Raven ungefähr einen Löffel voll von dem ekeihafsten Getränke, und verschluckten es mit schrecklich verzerrten Gesichtszügen. Ihr Beispiel ward von dem größten Theil derer, welche dieser Versammlung beiwohnten, befolgt. Nur einige Franzosen ließen es bei dem Schein bewenden, so lebhaft auch la Vigorne in sie drang, ohne Zweifel, weil er glaubte, daß diese lächerliche und widrige Poffe, wenn nicht zum guten Fortgange, so doch wenigstens zur Dauerhaftigkeit des Vertrages nothwendig wäre.

Rabefin schritt hierauf zur Verrichtung des Opfers; und dann ward dieses berühmte Palabre mit einem großen Gastmahle, worauf Tanz, Musik und Spiele folgten, zwar etwas lärmend, aber sehr fröhlich beschloffen. Ich habe lieber dieses Palabre, als andre, denen ich selbst beiwohnte, beschrieben, weil damals wichtigere Angelegenheiten verhandelt wurden. Diese flüchtige Schilderung ist indeß hinreichend für den Leser, dem es mehr um Belehrung zu thun ist, als um Belustigung mit allen den kindischen Armseligkeiten, welche nicht bloß in Madagaskar, sondern auch in besser polizirten Ländern, oft bei den wichtigsten Angelegenheiten Statt finden.

Rabefin hatte die Geschicklichkeit, seine Gesichtszüge nach Belieben zu verändern. Seine Reden, mit denen seine Gestikulation immer übereinstimmte, schienen überzeugen zu müssen; auch war ihm die Kunst, Leidenschaften zu erregen, nicht fremd. — Ist es nicht zu bewundern, daß ein Wilder in dieser Täuschungskunst, von der die Redner bei civilisirten Nationen oft einen so gefährlichen Mißbrauch machen, einen so hohen Grad von Vollkommenheit erlangt

hatte? Wie konnte K a b e f i n wissen, daß man, um zu täuschen, immer lieber die Sprache des Herzens, als die Sprache der Vernunft, brauchen muß? Wie hatte er die Kunst gelernt, unsren geheimen Hang zu Gaukeleien und Chimären zu benutzen? *).

K a b e f i n stand in großem Ruf. Sein Charakter entsprach übrigens seinen Talenten keinesweges. Er war von seiner frühesten Jugend an durch seine Verbindungen mit den Europäern verderbt worden, und galt für den listigsten, gefährlichsten Betrüger. La B i g o r n e, der besser als irgend jemand seine Laster und seine Herrschsucht über die Einwohner von S o u l p o i n t kannte, war genöthigt, ihm nicht nur öffentlich alle Arten von Ehrerbietigkeit und Achtung zu bezeigen, sondern mußte ihn auch in der größten Stille durch beträchtliche Geschenke zu gewinnen suchen. Nur auf diesem Wege konnte er seine Absichten erreichen; jedes andre Mittel wäre fehlgeschlagen, und hätte ihm Verdrießlichkeiten zugezogen. Unbestechliche Leute sind nicht gar zu häufig, und die civilisirten Nationen haben in diesem Stück keinen Vorzug vor den Wilden. Die meisten von unsren Rednern machen es, zwar mit mehr Kunst, aber vielleicht mit einem weniger täuschenden Aeußeren, wie K a b e f i n, der eine Sache, für deren eifrigsten Vertheidiger man ihn hielt, geschickt zu seinem Vortheile verkaufte. Sollte man nicht glauben, er müßte sich dem Handelstraktat, den die Agenten der Ostindischen Kompagnie mit den Kaufleuten von S o u l p o i n t schließen wollten, auf das äußerste widersezt haben? Und als derselbe plötzlich und unvermuthet geschlossen war, konnte man vernünftiger Weise nur J a n h a r ' n und den übrigen Oberhäuptern die Schuld geben, da man ihnen öffentlich ein reiches Geschenk machte. Aber La B i g o r n e, den K a b e f i n ' s Rede sehr verdrossen hatte, sagte Herrn B o i v r e hinterher: alle seine Bemühungen

*) Hier bleibt in der Uebersetzung eine lange Deklamation über Rednerkünste weg.

würden vergeblich gewesen seyn, wenn dieser Redner nicht vor dem Palabre durch Geschenke gewonnen gewesen, und förmlich Allem beigetreten wäre, was man ohne die Theilnahme Zanhar's und der übrigen Oberhäupter beschlossen hatte. Dieser Umstand ist unter Wilden sehr merkwürdig, da bei ihnen Redlichkeit, und noch mehr die Furcht, feierliche Eide zu brechen, die strengste Beobachtung alles dessen gebieten, was bei äußerst schwerer Strafe festgesetzt worden ist.

Den Tag nach dem Abschlusse des Traktates war der Markt von Foulpoint in Ueberfluß versehen. Die Schiffe eilten, ihre Vorräthe an Lebensmitteln zu ergänzen; und dies geschah eben so schnell, als mit geringen Kosten.

Herr Poivre gab nach seiner Ankunft in Frankreich der Indischen Kompagnie ein gutes Zeugniß von La Bigorne'n. Dieser war damals zu Foulpoint nur Dolmetscher; aber auf Herrn Poivre's Empfehlung übertrug man ihm das Geschäft, unter dem Befehle der Administration von Isle de France, in ganz Madagaskar alle Angelegenheiten, die sich auf den Handel und die Verproviantirung der Schiffe bezögen, zu betreiben. Man hatte Ursache mit dieser Wahl zufrieden zu seyn. La Bigorne betrug sich mit Klugheit und Einsicht, bis er im Jahre 1762, weil er Zanhar'n bekriegt hatte, nach Isle de France zurückgerufen ward. Man versichert, er habe sich alle Mühe gegeben, den Frieden in Foulpoint zu erhalten; es sey aber für ihn unvermeidlich gewesen, mehrere mächtige und mit den Franzosen verbündete Oberhäupter nachdrücklich zu unterstützen, da diese sich über Räubereien und Gewaltthätigkeiten von Seiten Zanhar's zu beschweren hatten, dessen Hang zu Lastern und Ausschweifungen von Tage zu Tage größer ward.

Die gegen Zanhar feindselig gesinnten Oberhäupter vereinigten sich, um La Bigorne'n zu vermögen, daß er das Kommando ihrer Truppen übernehme. Dieser tapfere Soldat gab ihrem Bitten nur unter einer Bedingung nach,

welche Wilden ein wenig sonderbar vorkommen mußte. Er erklärte nehmlich ohne alles Hehl: wenn er das Kommando der Armee übernehme, so würde er die kluge Vorsicht beobachten, sich niemals dem feindlichen Feuer auszusetzen, weil sein Tod unfehlbar den Untergang der tapferen Krieger nach sich ziehen würde, die unter ihm stritten. Ein General, der nur die Stimme seines Muthes höre, sich mit in das Gefecht hinreißen lasse und Theil an dem Kampfe nehme, habe es nicht mehr in seiner Gewalt, seine Macht auf die vortheilhafteste Art zu postiren; dann sey das Heer ganz ohne Befehlshaber, folglich komme nothwendig Unordnung unter die Kämpfenden, und das Ungesähr entscheide über den Sieg.

Ich weiß nicht, ob La Vigorne's Gründe auf die Malegaschen Eindruck machten. Undisciplinirte Völker, die es sich gar nicht in den Sinn kommen lassen, daß aus Ordnung und völliger Uebereinstimmung immer Vortheile entspringen, mußten wohl glauben, ihr General La Vigorne habe mehr Talente, als Muth. Indes ordneten sie sich, nachdem sie einiges Befremden und Erstaunen bezeigt hatten, unter seinen Befehl. La Vigorne ließ sie einige sehr einfache Manöuvres machen; und da er fand, daß sie unterwürfig und entschlossen waren, seinen Willen pünktlich zu befolgen, so rückte er auf den Feind los. Sobald die beiden Heere einander gegenüber standen, wiederholte er den Befehl, das Treffen nicht eher anzufangen, als bis er das Signal dazu gäbe.

Zanhar's Armee war viel zahlreicher und stärker, als die seinige; aber La Vigorne'n sicherte seine Stellung den vollständigsten Sieg zu, sobald Zanhar es wagte, ihn anzugreifen. Dieser hatte nicht Talent genug, das Nachtheilige seiner Stellung einzusehen, und griff die feindliche Armee lebhaft an; aber man schlug ihn auf eine so schreckliche Art zurück, daß er sich nur durch die Flucht retten konnte. So ward Zanhar, den man bisher den Unüberwindlichen genannt hatte, durch die bloßen Anord-

nungen eines Mannes überwunden, der in dem Gefechte gar nicht zum Vorschein kam und sogar in einiger Entfernung von dem Kampfsplaz war.

Als Zanhar nachher erfuhr, daß La Bigorne die Bewegungen des Heeres, welches ihn geschlagen, gelenkt hatte, sagte er: „wie konnte ich mich gegen den unsichtbaren Geist eines Weisen, der mich angriff, vertheidigen? Aber, um mich zu rächen, will ich Foulpoint verlassen und mich nach der Bay Antongil begeben. Meine Entfernung von jenem Hafen wird die dortigen Kaufleute unruhig machen; es wird nichts mehr auf die Märkte kommen, und der Handel darunter leiden. La Bigorne's Vorgesetzten werden ihn nach Isle de France zurückrufen, und folglich verspricht mir meine Entfernung von Foulpoint baldige Befreiung von meinem furchtbarsten Feinde.“

Was Zanhar erwartet hatte, geschah wirklich sehr bald. Seine Niederlage hatte auf Foulpoint alles in Traurigkeit gestürzt, und seine Entfernung unterbrach allen Handel gänzlich. Einige Oberhäupter, die La Bigorne's Freunde waren, bemüheten sich vergebens, Lebensmittel nach den Märkten zu bringen; denn die Kaufleute von Foulpoint setzten sich aus allen Kräften dagegen. Die Französischen Schiffe, die nach diesem Hafen gekommen waren, um Erfrischungen zu holen, bemüheten sich, Frieden und Eintracht unter den Insulanern wieder herzustellen; aber es gelang ihnen nicht, und sie mußten sich, da es ihnen an den nothwendigsten Bedürfnissen fehlte, in dem bedauernswerthesten Zustande wieder nach Isle de France begeben. Auf ihre allgemeinen Klagen fiel La Bigorne in Ungnade, und ward zurückberufen; indeß versichert man, er sey nicht strafbar gewesen, und nur wenige würden an seiner Stelle Zanhar's Bedrückungen so lange erduldet haben. Ich möchte dies wohl glauben; aber sein Verhalten wird dem immer strafbar scheinen, welcher der Meinung ist, man dürfe in ei-

nein fremden Lande nicht Regeln vorschreiben und Gesetze geben.

Wie dem auch seyn mag — La Bigorne's Abreise brachte Zanhar'n nach Foulpoint zurück. Man nahm ihn daselbst bei weitem besser auf, als er es hoffte konnte, und der Handel bekam schnell wieder seine vorige Lebhaftigkeit. Indes währte die unmäßige Freude nicht lange. Das Feuer der Zwietracht war nicht erloschen, sondern Haß und Uneinigkeit ernährten es. Nach einer langen Reihe von Kriegen ward Madagaskar endlich von dem furchtbaren, unruhigen Tyrannen befreiet, der weder mit seinen Bundesgenossen, noch mit seinen Unterthanen in Frieden leben konnte. Die Maniwulis tödteten Zanhar'n im Jahre 1767; hierauf ward das Seinige geplündert, und diente dazu, seine Feinde zu bereichern und ihre Macht zu vermehren.

Sein Sohn Jawi erbte nur einen kleinen Theil von den Besitzungen seines Vaters. Er war noch zu jung, um sich nicht mit dem zu begnügen, was man ihm zu lassen für gut fand. Von seiner Regierung reden wir nicht, ob wir gleich Gelegenheit gehabt haben, sie ziemlich genau kennen zu lernen; denn dieser Jawi, dem es an Energie und natürlichem Verstande fehlte, hat nichts gethan, was wichtig genug wäre, uns damit zu beschäftigen.

Bei Zanhar's Tode gehörten Isle de France und Bourbon nicht mehr der Indischen Kompagnie. Der König hatte sie wieder übernommen, und Herrn Poivre zum Intendanten dieser Kolonie ernannt. Nun war La Bigorne'n kein Hinderniß mehr im Wege, sich wieder nach Foulpoint zu begeben, wo die Umstände seine Gegenwart äußerst nützlich machten. Bei seiner Ankunft daselbst erhielt er von den Insulanern die schmeichelhaftesten Zeichen von Achtung und Freundschaft. Um des ausgezeichneten Rufes willen, worin er ehemals wegen seiner Talente und Rechtschaffenheit unter den Insulanern gestanden hatte, machten sie ihn zum Schiedsrichter in al-

ten ihren Zwistigkeiten. Er stellte in dem nördlichen Theile von Madagaskar den Frieden wieder her, und Herr Poivre konnte seinem guten Verhalten immer nur Lob ertheilen. Ich kann bezeugen, daß er dieses verdiente; denn ich habe ihn auf einer Reise, die ich im Jahre 1768 nach Madagaskar machte, sehr genau kennen lernen. Herr Poivre wollte sich für seinen berühmten Garten Montplaisir, der jetzt unter dem Namen: der Königl. botanische Garten auf Isle de France, bekannt ist, die seltensten und nützlichsten Pflanzen aus Madagaskar verschaffen. Er beehrte mich mit seiner Freundschaft und seinem Vertrauen; daher übertrug er mir die Veranstaltung dieser Sammlung, ohne Zweifel des schätzbarsten Geschenkes, das er der ihm anvertraueten Kolonie machen konnte. Ueberhaupt ließ der ehrsüchtige Herr Poivre niemals ein Schiff abreisen, ohne daß er dem Kapitan oder irgend einem unterrichteten Officier den Auftrag gab, ihm die verschiedenen Produkte der Länder, welche sie besuchen sollten, mitzubringen. Seine Bitte war immer mit einer Instruktion begleitet. So ward der Garten Montplaisir unter seinen Händen die reichste Pflanzschule, die man kennt; denn er enthält die schätzbarsten Pflanzen aus allen vier Welttheilen.

Bei meiner Ankunft zu Soulpont fand ich La Bigorne nicht. Dies that mir um so mehr leid, da er den besondern Auftrag hatte, mir Mittel an die Hand zu geben, wie ich den Endzweck meiner Reise erfüllen könnte. Indesß besuchte ich erst die Gegenden um Soulpont, ehe ich mich zu ihm nach dem Dorfe Mananhar begab, welches an dem Eingange der großen Bay Antongil liegt. Auf der Fahrt dahin, durchstreifte ich auch die Insel St. Marie, und hielt mich so lange daselbst auf, als es nöthig war, um ihre verschiedenen Produkte kennen zu lernen. Erst den achten Tag nach meiner Abreise von Soulpont kam ich zu Mananhar an. La Bigorne nahm mich sehr gefällig auf. Er theilte mir verschiedene Erläuterungen mit, von denen ich hier nur

sehr kurze Auszüge geben kann. Mit ihm besuchte ich die merkwürdigsten Oerter in der Nachbarschaft der großen Bay Antongil; besonders besah ich die erstaunlichen Brüche von Bergkrystall, dessen Stücke so ungeheuer groß sind, daß es beinahe fabelhaft scheint.

Doch, ich muß meine Nachricht von den Niederlassungen, welche die Franzosen in dem nördlichen Theile von Madagaskar angelegt haben, vollenden. Ich schließe mit der, welche dem Grafen Benjowski anvertrauet war. Dieses große Etablissement, das unter dem Ministerium des Herrn de Boyneß unternommen ward, kostete dem Staate Millionen*), hatte gar keinen Fortgang, zog der Ju-

*) Es kann unsern Lesern nicht anders als willkommen seyn, nach Anleitung dessen, was Herr Kochon hier erzählt, die Nachrichten, die Benjowski selbst aufgesetzt hat, und die in jedermanns Händen sind, näher prüfen zu können. Inzudeß, so tadelnswerth der Ungarisch-Polnische Abentheurer hier erscheint, und so gerecht die Vorwürfe seyn mögen, die man seiner an Berrücktheit gränzenden Projektmacherei aufbürdet, so scheint es doch, daß man nicht sowohl den Feuerkopf selbst, als vielmehr die Schwachköpfe in Frankreich hätte tadeln sollen, die ihn nicht übersehen konnten und ihm einen so wichtigen Oberbefehl vertrauten. Den unbestimmten Ausdruck, daß Benjowski dem Staate Millionen gekostet habe, widerslegt die in seinen Memoiren vorkommende Rechnung, an deren Authenticität zu zweifeln man keine Ursach hat, und nach welcher der ganze Verlust, der durch seine Niederlassung verursacht worden ist, sich auf 413, 814 Livres beläuft. Allerdings ergiebt sich aus den hier mitgetheilten Nachrichten, daß die Französische Kolonie auf Isle de France gänzlich hätte zu Grunde gehen können, ehe Benjowski im Stande gewesen wäre, seinen Plan auszuführen und ihr durch seine neue Einrichtung des Handels nach Madagaskar aufzuhelfen. Man begreift also auch wohl, daß die Administratoren auf Isle de France ihm entgegen arbeiten und zugleich als rechtschaffne Männer ihre Schuldigkeit gegen ihren Vorgesetzten thun konnten; allein man verzeiht es dem Grafen Benjowski, daß er ihr Benehmen in einem andern Lichte sieht, da die Bereitwilligkeit des Französischen Ministeriums ihn in der hohen Meinung, die er von sich, von seinen Planen und ihrer Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit hegte, nur mehr als zu sehr bestärken und ihm alles, was sich ihm widersetzte, in einem gehässigen Lichte zeigen mußte. Es ist wirklich zu bedauern, daß man diesem brausenden Orkane keine gute Richtung geben, und seine Kraft nicht so mäßigen konnte, daß sie wohlthätig und nützlich geworden wäre.

sel Madagaskar neues Unglück zu, und nahm zuletzt ein tragisches Ende.

Als er im März 1772 aus Kanton nach Isle de France kam, schrieb er einen Brief an den Gouverneur, worin er seine Abenteuer vom Anfange an erzählte*). Der Brief ward auf der Insel bald bekannt, und man wunderte sich einigermassen darüber, daß Benio wski alles aus der Acht gelassen hatte, was dem Seefahrer in Ansehung des Weges von Kamtschatka über Japan nach China hätte Licht geben können. Es waren nur die ersten Anfangsgründe der Nautik nöthig, um die Bleiwürfe, den Ankergrund, die Stärke und Richtung der Winde, imgleichen die Lage der Klippen und der vorzüglichsten Raps, und endlich, wenn nicht die Länge, doch wenigstens die Breite der Hauptpunkte anzugeben. Schon aus dem Tagebuche des Steuermanns hätte er diese Angaben nehmen können. Indes pralzte Benio wski mit dem Umfange seiner Kenntnisse, und wollte einen neuen Weg von Kamtschatka nach China entdeckt haben. Jene kurze Nachricht von seiner Reise beweist aber, daß er selbst die gemeinsten und gewöhnlichsten Kunstausdrücke der Nautik nicht wußte, und giebt gar kein Dokument, gar keine sichere Spur von der Richtung des Weges, den er genommen haben will. Dies ist keinesweges eine unsichere Anklage. Ich berufe mich auf jeden, der ihn, so wie ich, aus Kanton auf Isle de France hat ankommen sehen. Alle werden bezeugen, daß er, um seine Abenteuer noch romanhafter zu machen, öffentlich versicherte: er habe sich auf einem schlecht ausgerüsteten und bemannten Schiffe, ohne Lebensmittel, oder vielmehr mit keinen andren, als mit Fischmehl, eingeschifft und nach seiner Abfahrt von

*) Unser Verfasser giebt hier dies Schreiben der ganzen Länge nach; da es aber weiter nichts enthält, als was Benio wski in seinen Nachrichten ausführlicher erzählt, so ist es in der Uebersetzung, als völlig entbehrlich, weggelassen worden.

von Kamtschatka die Asiatischen Küsten verlassen, um sich an die Amerikanischen zu begeben. Noch mehr; dieser unerschrockne Abentheurer scheute sich nicht, vor erfahrenen Seerleuten zu versichern: er sey an unbekanntem Ländern, nordwärts von Kalifornien, gelandet. Gegen diese sonderbare Behauptung machte man ihm eine Menge Einwürfe. Bei dem elenden Zustande seines Schiffes hatte seine Erzählung wenig Wahrscheinlichkeit; überdies erwähnte das kurze Tagebuch, das er unvorsichtiger Weise bekannt machte, gar nichts von Ländern im Norden, von Kalifornien und noch weniger von ihren Produkten. Besonders bei diesem Punkte schien Beniowski in äußerst großer Verlegenheit zu seyn. Er wußte den überlästigen Fragen, die man deshalb an ihn that, auf keine andre Art auszuweichen, als daß er sagte: er wolle seine schätzbaren Entdeckungen bloß seinem Hofe vorbehalten*). Mit dieser Ausflucht kam er aber nicht durch. Man legte ihm ein Planiglobium vor, und bat ihn, seine Reiseroute darauf zu entwerfen, wobei man ihn zugleich versicherte, daß er sich hierdurch gar nicht compromittiren könnte; aber Beniowski weigerte sich. Herr Poivre, damaliger Intendant von Isle de France und Bourbon, sah es sehr gern, daß man sich in seiner Gegenwart bemühte, die unverschämte Scharlatanerie jenes Fremden aufzudecken.

*) Die unbestimmten Ausdrücke, deren sich Beniowski bedient haben mag, werden hier mit zu großer Strenge gegen ihn gedeutet. Wenn er es für gut fand, seine Entdeckungen im Norden geheim zu halten und zugleich sich doch geltend zu machen, so konnte er nicht wohl anders davon sprechen, ohne sich zu weit mitzutheilen. Seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz sind immer weit mehr im Spiel, als ein Hang zur bloßen zwecklosen Aufschneideri. Uebrigens weiß man jetzt durch die Bekanntmachung seines Tagebuches, was von seiner Fahrt gegen Norden zu halten ist. Der Schluß, und wenn ihn auch der vernünftige Herr Poivre selbst gezogen hätte, war unstreitig falsch, daß Beniowski ein Betrüger sey, weil er sich weigerte, seine Reiseroute auf einem Planiglobium zu zeichnen. Es war ja sehr beaeiflich, daß er einem Fremden nicht das Verdienst lassen wollte, die erste genaue Nachricht von seiner Reise nach Frankreich zu schicken, da er die Absicht hatte, durch diese Mittheilung für sich selbst zu wirken.

Dieser einsichtsvolle Mann vermied es weislich, unmittelbaren Antheil an der Sache zu nehmen; aber er bediente sich dieses lebhaften Angriffs, um Herrn de Bonnes ein nütliches und gerechtes Mißtrauen gegen Beniowski's angebliche Entdeckungen einzusößen. Sein Bericht hatte, wie wir in der Folge sehen werden, nicht die gute Wirkung, die er davon erwartete; indes wäre es im höchsten Grade ungerecht, wenn man ihm hierüber nur den mindesten Vorwurf machen wollte. — In Isle de France erregte Beniowski's unwahrscheinliche Erzählung allgemeinen Unwillen, und ward von jedem einsichtsvollen Manne getadelt. Besonders empörte es, daß er ohne Scheu erzählte, er sey in Rußland genöthigt worden, um seine Freiheit wieder zu erhalten, eine schriftliche Erklärung auszustellen, daß er einen Mord begangen, von dem er doch nichts gewußt habe. Gibt es denn wohl auf der ganzen Erde ein Land, wo das authentische Geständniß einer Mordthat ein Mittel ist, sich die Freiheit wieder zu verschaffen? Was kann der Zweck einer so anstößigen Erklärung seyn? ist es nicht unmöglich den Bewegungsgrund davon zu errathen? — Man wird es mir hoffentlich verzeihen, daß ich unsern Beniowski einen Abentheurer nenne; denn nicht seine Aufsätze allein sprechen gegen ihn: wir haben noch viel härtere Anklagen.

Als Beniowski aus dem Gefängnisse in Kamtschatka entflohen war, begab er sich mit dreißig oder vierzig andern Gefangenen nach China. Kaum hatte er Kanton erreicht, so fanden sich unter den dortigen Franzosen Männer, denen seine Unglücksfälle zu Herzen gingen. Dies ist eine Thatfache, und doch hat Beniowski nie etwas davon erwähnt. Die Negocianten und die Beamten der Indischen Compagnie gaben ihm und den Leuten, deren Befehlshaber er sich nannte, reichliche Unterstützung. Man that noch mehr für ihn: man vermochte den Herrn de St. Hilaire, ihn und seine ganze Gesellschaft an Bord zu

nehmen und nach Isle de France zu bringen. Anfänglich machte dieser Kapitain einige Schwierigkeit, weil er eine sehr reiche, Privatpersonen zugehörige Ladung an Bord hatte. Er äußerte einige Besorgniß, eine so große Menge Fremden, die aus den Gefängnissen in Kamtschatka entflohen waren, mitzunehmen; allein Mitleid besiegte bei ihm jede andere Rücksicht. Sobald Herr de St. Hilaire sich auf dem offenen Meere befand, ward seine Unruhe weit heftiger, und nicht ohne Grund, wieder rege. Man gab ihm Anlaß, seine unvorsichtige Großmuth zu bereuen. Die Abentheurer hatten bei dem Einschiffen ihre Waffen sorgfältig versteckt. Als der Kapitain diese Hinterlist erfuhr, bekümmerte es ihn sehr, daß er Leute auf seinem Schiffe hatte, die ihm vielleicht eher vorschreiben konnten, als Befehle von ihm annehmen wollten. Dreißig oder vierzig auf eine furchtbare Art bewaffnete Gefangene konnten ihn wohl wegen einer Ladung von mehreren Millionen besorgt machen; und wozu sollte er sich in einer so kritischen Lage entschließen? Sollte er seine Autorität gebrauchen und diese Fremden entwaffnen? Allein seine Mannschaft war schwach, und sein Schiff schlecht armirt. Sollte er das Vermögen seiner Kommittenten auf das Spiel setzen? sein Leben und seine Freiheit gegen starke, entschlossene, tollkühne Leute wagen, die alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hatten? Der unbedeutendste Vorwand konnte einen Streit, einen Aufstand veranlassen, und es war der Klugheit gemäß, beides zu vermeiden. Als ein vernünftiger Mann, überdachte Herr de Saint Hilaire genau die Gefahr, die er voraussah, und nahm sich vor, alle Schritte seiner Passagiere insgeheim beobachten zu lassen. Er that noch mehr; er stellte sich, als erwiese er dem Grafen Benjowski die größte Ehrerbietung und Achtung. Nunmehr wird unser Abentheurer ein Mann von Wichtigkeit; er erschöpft alle Künste der unverschämtesten Marktschreierei, um sich noch mehr Ansehen zu geben, und täuscht sogar seine Unglücksgefährten durch die lächer-

lichsten Pralereien. Er erklärt sich öffentlich für ihr Oberhaupt; seine Befehle werden auf das allerstrengste vollzogen; von jetzt an ist er gebietender Herr, und sie gehorsame Sklaven. Wer mit ihm sprechen wollte, mußte ein Edelmann seyn. Auch dies ist eine ausgemachte Thatsache, die ich von dem Herrn de St. Hilaire und seinen Officieren erfahren habe.

Beniowski fand durch die Ehrenbezeugungen, die man ihm auf eine geschickte Art erwies, seinen Stolz geschmeichelt. So wurden Ruhe und Ordnung im Schiffe erhalten, und die zum Wohl der Seefahrer so nöthige Subordination durch jene gefährlichen Leute nicht weiter gestört. Man landete nach einer kurzen und glücklichen Fahrt endlich an Isle de France. Unstreitig verdient Herr de Saint Hilaire Lobsprüche für sein weises und gemäßigtes Verfahren, und man kann versichern, daß er sich mit Geschicklichkeit aus einer sehr kritischen Lage gezogen hat*).

Beniowski ging mit einem zahlreichen Gefolge ans Land, und begab sich zu dem Gouverneur der Kolonie. Diese Leute waren nun nicht mehr unglückliche Gefangene,

*) Wer nur einigermaßen mit der Grundregel der Billigkeit bekannt ist, sich an eines Andern Stelle zu setzen und Andern nicht zu thun, wie man selbst nicht behandelt werden möchte — den muß dieser so ganz grundlose, durch keine einzige Thatsache gerechtfertigte Verdacht wirklich verdrießen, zumal wenn man sieht, wie absichtlich der moralische Charakter des Abentheurers Beniowski erst mit den häßlichsten Farben geschildert wird, um die jämmerliche Furcht des Herrn de St. Hilaire doch einigermaßen zu motiviren. Es ist so sehr die Frage, wie es diesen dreißig oder vierzig Leuten möglich seyn konnte, ihre Waffen so geschickt zu verbergen, daß man vielmehr auch an dieser Beschuldigung zu zweifeln Ursach hätte. Allein nichts in der Welt rechtfertigt den Französischen Schiffer, die Zweifel, die aus mancherlei subjektiven Veranlassungen bei ihm aufsteigen mochten, in einen öffentlichen gehässigen Verdacht zu verwandeln. — Die Delikatesse des Grafen Beniowski ist wohl das Letzte, was seine Biographen in Schutz nehmen möchten; aber man sollte sie wenigstens nicht wider ihn zeugen lassen, wo man ihm sein Bekenntniß zur Wahrheitsliebe deuten muß. Daß er, gezwungen, ein schriftliche Verläumdung seiner selbst unterzeichnen mußte.

sondern ein General mit vielen Orden, und von Leuten umgeben, die, nach ihren reichen Uniformen zu urtheilen, Stabsofficiere seyn mußten. Was für eine erstaunliche Verwandlung, oder vielmehr, welch ein lächerliches Possenspiel! Wäre ich nicht Augenzeuge davon gewesen, so würde ich mich scheuen, es zu erzählen. Sobald man auf Isle de France die wahre Geschichte dieser Abenteuer wußte, wurden der General und sein glänzendes Gefolge allen vernünftigen Leuten in der Kolonie zum Märchen und zum Gelächter. Die Seefahrer sind keine Enthusiasten, sondern außerordentlich kaltblütig. In den Kolonien sind schwärmerische Köpfe, Leute von lebhafter und ausschweifender Imagination, die alles Romanenartige, und Fabelhafte aussuchen und bewundern, höchst selten, und fast immer finden sie keinen Glauben. Benjowskî erfuhr zu seiner Kränkung, wie wahr diese Behauptung ist, und zugleich sah er ein, wie wichtig es für ihn wäre, auf das schleunigste ein Land zu verlassen, wo seine Abenteuer und Reisen keinen Eindruck machten und keinen Enthusiasmus bewirkten. Je länger sein Aufenthalt dauerte, je weniger Achtung bezogte man ihm. Bei seiner Abreise nach

setzt seinen Muth und sein Ehrgefühl tief herab; daß er es aber ungefordert als Thatsache, die er zu verheimlichen ganz in seiner Gewalt hatte, wieder erzählt, kann nur beweisen, daß er selbst keinen Begriff von Unehre mit jener Handlung verband. Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind. Derselbe Mensch, der sein Leben durch eine feige Unterschrift retten konnte, und in Kamtschatka lieber alles um sich her niedergemacht, als seine Flucht unausgeführt gelassen hätte, konnte es doch für schändlich halten, einem Manne, der ihm die Rechte der Gastfreundschaft gönnte, mit Verrath und Undank zu lohnen. Ueberdies scheint es auch noch ungereimt, einem Menschen, welchem man die Absicht beimißt, das Französische Ministerium zur Ausführung seiner Projekte zu bewegen, zu gleicher Zeit das Vorhaben anzudichten, als Seeräuber mit einem Französischen Schiffe davon laufen und auf diese Weise allen seinen ehrgeizigen Aussichten auf einmal entzagen zu wollen. Immerhin mag Benjowskî als ein Beispiel von ungezügelter Leidenschaft, mangelhaftem kttlichem Gefühl und übelangewendetem Talent gelten; ein Schurke war er nicht, weil dazu das Bewußtseyn der Schurkerei und die innere Verberbtheit der Seele gehört, die ihre Freude am Bösen hat. G. S.

Frankreich legte er den Namen Baron d'Aladar ab, den er bis dahin geführt hatte, und nannte sich Graf Benioſki. Zu dieser Zeit erklärte er (was wirklich ein bemerkenswerther Umstand ist) öffentlich, daß er in Frankreich bei der Regierung um das Generalgouvernement der Insel Madagaſkar anhalten wolle. Diese neue Pralerei belustigte sehr und beunruhigte Niemanden. Um zu befürchten, daß eine dem Ansehen nach so chimärische Hoffnung sich dereinst realisiren könnte, wäre mehr als menschliche Klugheit nöthig gewesen; auch kann ich dreißt versichern, daß kein Ausdruck stark genug ist, die allgemeine Bestürzung und Unruhe zu schildern, als man erfuhr, Benioſki habe den wichtigen Posten eines Gouverneurs von Madagaſkar erhalten. Ich weiß ganz und gar nicht, durch was für Verführungskünste dieser Abentheurer seinen Zweck erreicht hat; aber Herr Poivre sagte mir, als er mir diese Nachricht meldete: „Wir haben den Fall erlebt, daß Heuschreckenschwärme in einem Augenblick eine reiche Erndte verzehrten, und daß zwei schreckliche Orkane diese Insel mit völligem Untergange bedrohten. Madagaſkar half uns das Unglück wieder gut machen, das diese schrecklichen Ereigniſſe angerichtet hatten. Aber künftig hat Isle de France keine Hülfquellen mehr; es muß untergehen, wenn solche Landplagen über uns hereinbrechen. Unter Benioſki's Gouvernement wird Madagaſkar diese Kolonie nicht mehr mit Lebensmitteln versorgen; bei den Unglücksfällen, die uns treffen, wird alle Hilfe nur unsicher und entfernt seyn. Zwar habe ich schon öfters Charlatane und Avantüriers ihr Glück machen sehn; aber doch bin ich äußerst bestürzt, daß es Benioſki'n so gelungen ist, zumal nach dem Briefe, den ich über ihn an Herrn de Boyneſ geschrieben habe. Ich weiß wohl, daß der große Haufe an dem Wunderbaren Wohlgefallen und Vergnügen findet, und daß seine Leichtgläubigkeit sich zu allem bereden läßt; wie konnte man sich aber vorstellen, daß ein Ausländer, der kurz zuvor aus den Gefängnissen

in Kamtschatka entwischt war, und den seine eigenen Auf-
fäße brandmarken — daß ein solcher Mensch ohne meine
Genehmigung eine so wichtige Stelle erhalten würde? Da
mich vermöge meines Postens das Wohl der Kolonie so
nahe angeht, so hätte ich, als er zum erstenmal von Ma-
dagaskar mit mir sprach, ihm Lust machen sollen, den
Mogol vom Throne zu stoßen; unstreitig wäre sein Gesuch
bewilligt worden und wir von ihm befreiet geblieben.“

Man erlaubte Beniowski'n, eine Kompagnie von
Freiwilligen zu errichten. Er verlangte, sein Trupp sollte
so gekleidet und bewaffnet werden, daß er unter den Male-
gaschen Schrecken verbreitete; dadurch bewies er, wie
wenig er den Geist und Charakter dieser Völkerschaft kante.
Dann wählte er zu seiner Hauptniederlassung die Bay
Antongil; allein von dem Oktober bis zum Anfange des
Mai's verheeren pestartige Fieber diese Gegend. Die See-
fahrer nennen diese üble Periode im Jahre die Winter-
zeit (l'hyvernage). Ohne allen Zweifel sind die tödtlichen
Dünste, die alsdann aus den Sümpfen und Wäldern auf-
steigen, die wahre Ursache dieser schrecklichen Epidemie. Die
entzündbare Luft und die faulen Dämpfe, welche sich aus
den stillstehenden, durch Pflanzentheile in Korruption ge-
rathenen Wassern entwickeln, verderben während der
Windstille und der großen Hitze die atmosphärische
Luft. In dieser Jahreszeit wird die Luft selten durch kühl-
ende Seelüfte erfrischt: die Nordwinde treiben jene Dünste
längs den Küsten fort, und Dürre und Windstille machen
ihre Wirkung noch verderblicher. Die Malegaschen wissen
sich einigermaßen gegen diese Seuche zu schützen, indem
sie mitten in einem dichten Rauch in ihren Hütten oder
Häusern bleiben. Indes widerstehen die stärksten und mä-
ßigsten Insulaner dieser heftigen Krankheit nicht immer. Es
ist also kein Wunder, daß die Europäer, wenn sie auf dieser
Küste überwintern müssen, einer epidemischen Seuche er-
liegen, welche selbst die so sehr an das Klima gewöhnten
Menschen wegrafft.

Ich bin Augenzeuge davon gewesen, daß eine kleine Französische Kolonie gegen Ende des Jahres 1768 dadurch völlig aufgerieben ward. So schnell und auf so vielfache Art man den Unglücklichen auch zu Hülfe kam, so konnte doch keiner dem Tode entrissen werden. Starke und Schwache starben in einem sehr kurzen Zeitraum. Daß wir nicht die Opfer dieser tödtlichen Seuche wurden, hatten wir der heilsamen Seelust auf unserm Schiffe zu verdanken, welche die faulen Ausdünstungen bis auf einen gewissen Grad verbesserte und ihre verderblichen Wirkungen hemmte. Ueberdies untersagte man, sobald im Dorfe Foulpoint die ersten Symptomie der Krankheit sich zeigten, alle nicht unumgänglich nöthige Gemeinschaft mit dem Lande auf das strengste. Es ward unsrer Mannschaft verboten, mit den Insulanern Handel und Wandel zu treiben oder die Kanots der Letzteren dem Schiffe nahe kommen zu lassen. Ohne diese Vorsicht wäre die Epidemie bis zu uns gedrungen und wir außer Stande gewesen, ihr durch irgend ein bekanntes Heilmittel Einhalt zu thun. Diejenigen, welche diese gefährlichen Meeresstriche zu besuchen haben, müssen diese Bemerkungen nicht außer Acht lassen, da eine Menge von Beispielen ihre Richtigkeit bestätigt. Mit Einem Worte: man muß, wenn die Epidemie sich zeigt, diese ungesunden Gegenden verlassen, oder man kommt um. Auf der Nordseite der Insel ist man nirgends vor Faul- und andern bößartigen Fiebern sicher. Diese grausamen Krankheiten richten nicht alle Jahre gleich starke Verheerungen an; ihre Hestigkeit und Dauer scheint vorzüglich von der Richtung des Windes abzuhängen. Weht er lange von Norden her, so wüthet die Seuche auf das stärkste. Nur wenige Menschen sind stark genug, dem Einflusse dieses gefährlichen Windes zu widerstehn, der in diesen Strichen nur vom Ende Oktobers bis zum Monath Mai herrscht. Weniwski konnte freilich von der ungesunden Beschaffenheit der Luft in Madagaskar keine genaue Kenntniß haben; indeß ist zu vermuthen, daß sie ihm doch nicht

ganz unbekannt war, da er sich eine Zeitlang in Isle de France aufgehalten hatte, wo er, wie oben erzählt worden ist, den Entwurf machte, sich um das Gouvernement jener Insel zu bewerben. Allein dieser Mann, der gewohnt war, allen Gefahren zu trotzen, mußte nicht glauben, daß durch jene Krankheiten die Fortdauer seines Etablissements verhindert werden könnte. Wie dem auch seyn mag, Beniowski kam in der Bay Antongil an, und war dabei von einem militärischen Aufzug umgeben, der die Insulaner wohl täuschen konnte. Die Soldaten von seiner Legion trugen ungeheure Säbel, und in ihren Gürteln Pistolen. Ihre Waffen, ihre Kaskette und ihre Uniformen schienen erfunden zu seyn, den Insulanern Furcht und Schrecken einzujagen. Sobald er ans Land gestiegen war, nahm er auf eine feierliche Art Besitz von der Insel. Er ließ sich als Generalgouverneur anerkennen, versfertigte Risse zu verschiedenen Festungen, und faßte den Entschluß, sich den Malegaschen furchtbar zu machen, sie zu besiegen und unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Seine Pläne gründeten sich weder auf Gerechtigkeitssiebe, noch auf Lokalkenntnisse. In Kurzem war er in diesen Gegenden ein verabscheueter Tyrann; er überzog die Malegaschen mit Krieg, und übte allerlei Grausamkeiten aus. Die Insulaner flohen aus Furcht in das Innere des Landes. Aller Verkehr ward abgebrochen; Beniowski war verlassen, und in ganz Madagaskar gab man ihm den Beinamen: der schlimme Weiße. Es ließ sich sehr leicht voraussehen, daß sein Etablissement von keiner Dauer seyn würde; aber ein solcher Anfang mußte befremdet haben, wenn die unverständige und unfittliche Auführung dieses Abentheurers nicht bekannt gewesen wäre. Daß man Beniowski'n in Frankreich so gut aufnahm und ihm unumschränkte Vollmacht gab, das macht alle vernünftige Leute, die ihn kannten, erstaunt und ganz verwirrt. In einem aufgeklärten Jahrhunderte hat man ein so blindes Zutrauen, und stellt einen Ausländer

der an, dessen Handlungen mehr als verdächtig sind! So wurden mehrere Millionen durch eine falsche und unvorsichtige Spekulation aufgeopfert! Und was konnte daraus entstehen? Viel Böses für Isle de France, und noch mehr für Madagaskar.

Schon die bloße Darlegung der Thatsachen ist der strengste Tadel des unvorsichtigen Zutrauens, das man in diesen Abentheurer setzte. Herrn *Voivre* kann man wirklich keine Schuld beimessen; er hatte alles nur mögliche gethan, damit man sich nicht verführen ließe.

Wir wollen einmal einen Officier von hohem Range hören, der in jeder Rücksicht einen sehr ausgezeichneten Namen hat. Ich nenne ihn nicht, aber bloß deshalb, weil er abwesend ist, und ich ihn nicht um Erlaubniß dazu bitten kann. Er hatte die Herren *Belcombe* und *Chevreau* begleitet, als sie auf ministeriellen Befehl *Beniowski's* Etablissements in Madagaskar in Augenschein nahmen.

Ich kam den 17. September 1776 zu *Foulpoint* an. Die Menschenzahl in den Dörfern, die dem Hafen am nächsten liegen, hatte über die Hälfte abgenommen; das ganze Land war durch blutige Kriege verheert, und die Erndten völlig zu Grunde gerichtet. Der Ackerbau lag ganz, so daß wir uns kaum dreihundert Pfund Reis verschaffen konnten. An den andern Lebensmitteln verspürten wir gleichen Mangel. Hierüber erstaunte ich nicht wenig; denn als ich drei Jahre vorher an diesem Orte gewesen war, hatte ich den Handel, wie den Ackerbau, blühend, und die Märkte reichlich versehen gefunden. Damals konnten zehn Schiffe volle Ladungen Reis mitnehmen, ohne daß dies unentbehrliche Lebensbedürfniß im Preise gestiegen wäre. Diese ungeheuren Vorräthe waren bloß für *Isle de France* bestimmt, das drei Orkane nach einander in die äußerste Verlegenheit gesetzt hatten. Alle Erndten waren zu Grunde gerichtet, und eine schreckliche Hungersnoth, eine Folge solcher Landplagen, bedrohte diese Kolonie. Schon wollte der härteste Mangel ausbrechen, als die schnelle Ankunft von zehn Schiffen mit Reis die Unruhe in dem ersten Augenblick der Noth stillte. Unter diesen Umständen, wie in vielen

ändern, ward Isle de France von Foulpoint gerettet; aber künftig konnte man von daher nicht mehr eben die Hülfe erwarten. Die Ländereien lagen brach, der Handel hatte völlig aufgehört. Die ganze Insel war durch Beniowski's Despotismus in Furcht und Angst gesetzt. Voller Schrecken flüchteten die Malegaschen von der Seeküste weg ins Innere des Landes. Herr de Belcombe ließ Jami, das Oberhaupt von Foulpoint, und viele Häupter der umliegenden Gegend zu sich rufen. Er fragte sie, ob sie über die Franzosen und zumal über die funfzehn Soldaten von Beniowski's Legion, welche den Hafen von Foulpoint besetzten, Beschwerden zu führen hätten. Ihre Antwort war nicht aufrichtig, ohne Zweifel, weil sie befürchteten, daß sie durch Klagen Anlaß zu neuen Verfolgungen geben möchten. Daher begnügten sie sich, freien Handel zu verlangen. Herr de Belcombe versicherte Jami'n und die andern Oberhäupter: die Französischen Soldaten befänden sich in Madagaskar nur in der Absicht, den Handel und die Freiheit der Madekassen zu schützen und zu sichern. Dann ermahnte er sie, ihre Ländereien zu bearbeiten und mit ihren Nachbarn in Frieden zu leben. Herr Chevreau und Herr de Belcombe gaben vor ihrer Abreise nach der Bay Antongil dem kommandirenden Officier des Detachements den strengsten und bestimmtesten Befehl, unter seinen Leuten Ordnung zu halten und den Unruhen und Besorgnissen der Insulaner schnell ein Ende zu machen.

Sie blieben nur sehr kurze Zeit zu Foulpoint; denn ihr Auftrag betraf hauptsächlich Beniowski's Etablissement in der Bay Antongil, wohin sie nunmehr eilten. Herr de Belcombe gab sich an der Spitze der Truppen als Aufseher der Französischen Etablissements in Madagaskar zu erkennen. Ich begleitete beide Herren mit dem Auftrage von Seiten des Gouverneurs von Isle de France, ihnen bei ihrem Inspektionsgeschäfte zur Seite zu bleiben. Beniowski's Kühnheit setzte mich in ein Erstaunen, das sich nicht beschreiben läßt. Er nahm Herrn Chevreau mit Stolz, fast möchte ich sagen mit Unverschämtheit, auf. Herr de Belcombe war mit der Lage der Gegend, wo Beniowski sein Haupttablissement anlegen wollte, zufrieden. Allein, Louisbourg, wie der Letztere den Ort genannt hatte, läßt sich zwar leicht befestigen; aber dagegen ist es feucht und unge-

sund. Es liegt auf einer Erdzunge, die sich dreihundert Toisen weit in das Meer erstreckt; der Boden, worauf die Magazine und die andern Häuser stehen, ragt zur Zeit der hohen Fluth kaum vier Fuß über den Wasserspiegel hervor, und diese Erhöhung hat man ihm nur durch Ausfüllungen gegeben. Alles was daran stößt, ist Sumpf und wird von der hohen See wieder bedeckt. Das Fort, welches Louisbourg vertheidigt, besteht aus drei Bastionen, von denen jede eine Kanone hat. Es ist von Holz und auf Pfahlwerk gebauet. Man wird die Magazine, das Fort und die Häuser gewiß bald wieder von neuem aufführen müssen, da die Feuchtigkeit fast alles Holz in Fäulniß gebracht hat. Die Erdzunge, worauf Louisbourg steht, hängt auf der einen Seite mit dem guten Hafen Choiseul zusammen, der viele große Schiffe aufnehmen kann. Ein großer und schöner Fluß, den die Malegischen Eingebat nennen, trägt dazu bei, dieser Erdzunge völlig die Gestalt einer Halbinsel zu geben. Er ist bei seiner Mündung hundert und achtzig Toisen breit, und schiffbar. Ich bin in meiner Schaluppe mehr als sieben Meilen hinaufgefahren; und in dieser Entfernung beträgt seine Breite noch hundert und fünfzig Toisen. An den Ufern dieses Flusses hat Benjowski viele Forts angelegt, deren beträchtlichstes an Stärke fast demjenigen gleicht, welches Louisbourg beschützt. Bei dem Herunterfahren auf diesem Flusse habe ich die anliegenden lachenden und mannichfaltigen Fluren mit Entzücken gesehen.

Endlich kam ich mit den Herren de Belcombe und Chevreau nach einem Orte, den Benjowski Plaine de Santé (die Gesundheitsebene) genannt hat. Wir waren von Louisbourg bis dahin durch viele kleine Forts und durch fünfzehn Dörfer gekommen. Benjowski hatte uns die glückliche Lage dieses wirklich ländlichen Ortes sehr gerühmt; wir fanden aber seine Benennung nicht passend. Die Gesundheitsebene schien uns eine ungesunde Gegend; die umliegenden sehr hohen Berge halten die Wolken auf, und verursachen dadurch häufigen Regen. Herr de Belcombe zeigte Benjowski'n alles Nachtheilige bei diesem Posten; aber so sehr es auch in die Augen fiel, so wollte der Letztere es doch nicht eingestehen. Vergebens zeigte man ihm verschiedne erdgebirgspässe, die sich unmöglich alle besetzen ließen; er be-

hauptete ganz hartnäckig: dieser Posten könne noch weniger angegriffen werden, als das Fort zu Louisbourg. In der Mitte der Gesundheitsebene lag ein kleiner zuckerhutförmiger Berg, auf dessen Spitze er eine kleine Batterie angelegt hatte, die er Fort August nannte. Mit diesem, versicherte er uns, könne er sein Etablissement so vertheidigen und schützen, daß der mächtigste Feind abziehen müsse. Ich stieg auf einer elenden Treppe, die hundert und funfzig Stufen hat, zu dieser schönen Festung hinauf. Sie ist ein Quadrat von acht Klaftern, rings um mit ganz verfaulten Palisaden besetzt. Vier dreipfündige Kanonen machten die fürchterliche Artillerie aus, die von der einen Seite die Schifffahrt auf dem Flusse Lingebat beschützen und auf der andern das große Etablissement sichern sollte, das er unterhalb dieses Forts anzulegen Willens war, und dem er bereits den Namen Ville de Plaine de Santé (Stadt der Gesundheitsebene) gegeben hatte.

Diese Stadt bestand, als wir sie sahen, aus einem, funfzig Fuß langen und dreißig Fuß breiten Magazin und zwei andern kleineren Gebäuden, deren eins zum Lazareth, das andre aber zu einer Kaserne bestimmt war. Herr de Belcombe fragte Benjowskij'n in meiner Gegenwart, ob er ihm sonst nichts zu zeigen habe? Dieser gab ihm, ohne darüber außer Fassung zu gerathen, zur Antwort: meine Forts beschützen die freie Schifffahrt auf dem wichtigen Flusse Lingebat; und vermöge derselben bin ich nun völlig Herr von den nahe belegenen Ländern. Habe ich Frankreich nicht einen sehr wichtigen Dienst geleistet? Konnte man bei den mir anvertrauten Geldern und Truppen größere Unternehmungen hoffen? Würde jeder andre an meiner Stelle mehr, ja selbst nur einmal so viel gethan haben? Herr de Belcombe sagte lächelnd: Herr Gouverneur, Sie haben dem Seeminister berichtet, daß Sie in der Gegend, welche Sie die Gesundheitsebene nennen, eine beträchtliche Stadt gegründet hätten. Wo ist diese? was ist aus ihr geworden? Sie muß verschwunden seyn; denn ich sehe hier nichts, als einige elende Hütten.

Benjowskij erwiderte auf diese in Verlegenheit setzende Frage: es habe ihm an Geld gefehlt. Meine Citadelle, sagte er weiter, hat mir mehr gekostet, als ich dachte. Ich mußte mich vor allem mit der Sicherheit der Stadt beschäftigen, deren

Plan ich Ihnen zeigen will. Dies Projekt ist keine Chimäre; es soll ausgeführt werden, sobald ich eine hinlängliche Summe dazu habe.

Aber Ihre Citadelle, sagte Herr de Belcombe, ist nur eine elende kleine Batterie, die ringsum von hohen Bergen kommandirt wird. Die vier Dreipfünder oben auf der Spitze einer steilen Höhe können den Zweck nicht erfüllen, den Sie erreichen wollen. Uebrigens bin ich auf Befehl des Ministers hier, um Ihre Arbeiten in Augenschein zu nehmen, und ich kann nicht umhin, Ihnen meine Gedanken darüber zu eröffnen. — Erlauben Sie mir eine andre nicht weniger wichtige Frage. Wo ist die Landstraße von Louisbourg nach Bombetok? Ich bitte Sie, mir hierüber Auskunft zu geben, daß ich dem Minister Rechenschaft davon ablegen kann. Sie haben ihm die Vortheile dieser Landstraße sehr ausführlich gezeigt, und ihm dargethan, daß die Gemeinschaft zwischen der östlichen und der westlichen Küste Ihnen, so zu sagen, die Herrschaft auf der Afrikanischen Küste verschaffe, da der Hafen Bombetok von dieser nur durch den Kanal von Mosambik getrennt ist. Also haben diese wilden, von hohen Bergen, von Wäldern und Flüssen durchschnittenen Landstriche Ihrem Projekte keine Hindernisse verursacht? Das wundert, das überrascht mich nicht wenig.

Die Anlage zu diesem Wege ist gemacht, antwortete Beniowski; man kann mich hierüber nicht anfechten. Ich will Ihnen zeigen, wie die Reiseroute geht, und was für einen Weg man zu nehmen hat, um über die Gebirgskette zu kommen, welche die Ostliche Küste von der Westlichen trennt. Man muß den hohen Berg Wigagora südwärts liegen lassen und mit einer kleinen Abweichung den Weg nehmen, welchen die Insulaner einschlagen, wenn sie von Bombetok nach der Bay Antongil kommen. Es sind freilich noch einige Arbeiten erforderlich, um diesen Weg in besseren Stand zu setzen. Darauf kann ich mich indeß bei der gegenwärtigen Jahreszeit, noch mehr aber bei der Lage, worin ich mich gegen die Insulaner befinde, jetzt nicht einlassen. Doch, wollen Sie diesen Weg untersuchen, so will ich Sie begleiten, und Sie selbst sollen sehen, mit wie wenigen Schwierigkeiten ich diese Hindernisse werde fortschaffen können.

Herr de Belcombe hatte eben so wenig Zeit als Lust, eine lange und schwierige Reise durch Madagaskar zu unternehmen. Er urtheilte sehr richtig, Deniowski thue ihm diesen Vorschlag nur, in der gewissen Ueberzeugung, daß er ihn verwerfen werde. Daher glaubte er, dem Letzteren vorstellen zu müssen: er habe den Auftrag, vollendete, nicht projektierte Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Dann ging er schnell zu der Frage über: weshalb er keinen Riß und keine Ochsen mehr nach Isle de France schicke? „Die Kriege, welche ich gegen die Insulaner zu führen habe, versetzte Deniowski, haben mich abgehalten, mir Vorräthe von den nothwendigsten Lebensmitteln anzuschaffen; und das ist noch ist der Fall. Wie hätt' ich in einer solchen Lage Lebensmittel nach Isle de France schicken können? Sie sehen wohl die Unmöglichkeit ein. Eben so leicht kann ich mich wegen der unternommenen Kriege rechtfertigen. Ich versammle ein Palabre, und trage den Insulanern für sie vortheilhafte Verfügungen an. Sie lehnen sie nicht nur ab, sondern ihre übermüthigen Oberhäupter drohen mir sogar; ja, noch mehr, man giebt das Signal mich zu tödten. Viele Flinten werden zugleich abgefeuert, und ich entgehe dieser nahen Gefahr, wie durch ein Wunderwerk. Meine Soldaten unterstützen mich nachdrücklich; ich zerstreue die Menge, und setze sie durch einige Kanonenschüsse, die ich von meiner Festung auf sie thun lasse, in Schrecken. Ich verlange laut die Köpfe der Oberhäupter, die es gewagt haben, mir mitten in einer feierlichen Versammlung nach dem Leben zu trachten; aber man schlägt sie mir ab. Ich rufe die Sambariven, eine Völkerschaft an dem Ufer des Flusses Manahar, zu Hülfe. Fünfhundert von ihren Kriegern vereinigen sich unter meinen Fahnen, und helfen mir meine gefährlichen Nachbarn bestrafen und bezwingen. Diese sahen sich nun genöthigt, um Frieden zu bitten. Die Bedingungen des Traktats wurden in einem großen Kabarr oder Palabre festgesetzt und unter den gewöhnlichen Ceremonien bestätigt. Ich belohnte die Sambariven, als ich sie verabschiedete, und versprach ihnen, sie gegen die Angriffe ihrer Feinde zu beschützen. Die Letztern ermahnte ich, ihre Felder wieder anzubauen, und dadurch alles das Uebel, das unsre Uneinigkeit veranlaßt hätte, schleunig wieder gut zu machen. Es sieht wirklich schlimm bei uns aus; das Land ist verwüstet, die mei-

sten Dörfer sind nichts als Aschenhaufen; die Felder liegen ungebaut, und die nothwendige Folge aller dieser Unordnungen war eine Hungersnoth. Aber künftig werden überall Ruhe und Friede herrschen, die Insulaner, welche nun furchtsamer und unterwürfiger geworden sind, sich aufs neue mit dem Feldbau beschäftigen und so das Unglück wieder gut machen, das sie sich durch ihr gehässiges und strafbares Komplott gegen einen Mann zugezogen haben, der sich Furcht und Achtung zu verschaffen weiß. Nie wird die Macht, die in meinen Händen ist, wanken, nie einer Beschimpfung ausgesetzt werden, und immer Alles mir gehorchen. Jede Militairperson muß mein Betragen billigen und meine Grundsätze annehmen. Die Weiser müssen niemals auf die Gunst der Schwarzen rechnen, ja, sich nicht einmal so weit herablassen, sie zu suchen. Ich bin ein Ausländer, und das ist eine Ursache mehr, die mich verpflichtet, der Französischen Flagge Ansehen zu verschaffen. Durch meine Administration wird sie das Uebergewicht wieder erlangen, das sie durch die Schwäche meiner Vorgänger eingebüßt hat.“ Das war ungefähr der Sinn von Benjowski's Rede. Er fügte alle nur mögliche Schmähungen gegen seine Völkerschaften hinzu, und schilderte uns ihren Charakter mit den schwärzesten und falschesten Farben.

Wir vermutheten, daß gänzlicher Mangel an Lebensmitteln sein einziger Bewegungsgrund zum Frieden gewesen sey. Der Haß und Groll dieses rachsüchtigen Mannes hatten nur der gebietrischen Nothwendigkeit nachgegeben. Herr de Belcombe ward durch diese Lage der Umstände äußerst beunruhigt. Er suchte Benjowski'n billigere und menschlichere Gesinnungen einzusüßen; und wiewohl er überzeugt war, daß seine Ermahnungen und Versuche den Frieden dauerhaft zu machen, fruchtlos seyn würden, so kam er bei seiner Zurückkunft nach Louisbourg doch auf den Gedanken, einen neuer Traktat zu schließen, um die Einwohner von Madagaskar von seinen wahrhaft friedfertigen Gesinnungen zu überzeugen.

Benjowski setzte sich stark gegen den Plan des Herrn de Belcombe, die Insulaner zur Befestigung des Traktates aufs neue zusammen zu berufen. Er wollte beweisen, daß dieses Palabre unangenehme Folgen haben könne; aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Die Versammlung ward den 2ten Oktober 1776 gehalten. Sie war nicht zahlreich, und

bestand

bestand nur in sechs Oberhäuptern und hundert und fünfzig Insulanern. Hr. de Belcombe erneuerte den Friedenstraktat, und ermahnte sie, ihre Felder zu bearbeiten, und alle Gelegenheiten zu Uneinigkeit unter sich zu vermeiden. Er sagte ihnen auch: die Niederlassung der Franzosen in der Bay Antongil habe bloß den Zweck, ihr Glück und ihre Ruhe zu sichern. Ihr werdet, setzte er hinzu, den Franzosen euren Ueberfluß an Lebensmitteln verkaufen, und dafür ihres Schutzes genießen, so daß kein Feind sich mehr an euch wagen wird. Künftig könnt ihr mit aller Sicherheit Handel und Ackerbau treiben. — Man muß Herrn de Belcombe die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er kein Mittel verabsäumte, Zutrauen und Eintracht wieder herzustellen; aber alle Hoffnung, dies glücklich auszuführen, war eitel, so lange Benjowski der Französischen Niederlassung vorstand. Daher blieben die Insulaner unbeweglich und alle Freundschaftsbezeugungen, alle Versicherungen von Wohlwollen machten gar keinen Eindruck auf sie. Benjowski schien mir mit dieser Mißbilligung seines Betragens sehr unzufrieden. Sie war übrigens offenbar genug; denn Herr de Belcombe wollte nicht, daß sie zweifelhaft bliebe oder verkannt würde; wobei er indeß gegen den Gouverneur immer die Ehrerbietung und Achtung beizubehalten schien, die, wenn die Subordination erhalten werden soll, erforderlich ist. Vor unsrer Abreise von Madagaskar sprach ich mit Benjowski darüber, daß Frankreich von seiner Niederlassung in der Bay Antongil wenig Vortheil erlangen würde. Sie haben Recht, sagte er; doch eine Lektion von zwei Millionen ist nicht zu theuer, um Ihrer Nation begreiflich zu machen, daß es nöthig gewesen wäre, mir eine Marine nebst zwei Millionen jährlich zu geben. Hätte sie mir dann alle Jahre sechshundert Mann Rekruten geschickt, so würde ich in zwanzig Jahren eine blühende und furchtbare Kolonie gestiftet haben. Ich machte die Bemerkung: die Gegend sey so ungesund, daß von sechs Personen fünf wegstürben. Er erwiderte hierauf: man könne allen Krankheiten vorbeugen, wenn in der günstigen Jahreszeit beträchtliche Landstrecken urbar gemacht würden. Ueberdies, setzte er hinzu, ist die Gesundheitsebene eine Gegend, die ihrem Namen völlig entspricht, was auch Herr de Belcombe sagen mag. Zwar habe ich viele Leute verloren, und die achtzig

Mann, die mir noch übrig sind, bestehen in Kranken oder Genesenden; allein man muß den wirklich bedauernswürdigen Zustand, worin Sie mich antreffen, dem Kriege zuschreiben, den ich mit den Insulanern zu führen genöthigt gewesen bin, noch mehr aber meinem beständigen Aufenthalte zu Louisbourg. Uebrigens ist es immer leichter, den Feinden eine Kolonie abzunehmen, als eine anzulegen. Ich gestand ihm dies zu, und verließ ihn mit nicht geringem Erstaunen darüber, daß man in Frankreich auf die Projekte dieses Ausländers mit einem so hohen Grade von Zutrauen gerechnet habe.

Bei unsrer Ankunft zu Isle de France äußerte sich in dieser Kolonie schon Mangel an Lebensmitteln. Von Madagaskar konnte sie schlechterdings keine Unterstützung erwarten; man mußte Schiffe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung segeln lassen, und von allen Seiten her liefen bei dem Ministerium über Benjowski's unverständiges Betragen ernstliche Beschwerden ein.

Das Tagebuch, aus dem ich diesen Auszug geliefert habe, beweist, daß die Niederlassung in der Bay Antongil nicht bestehen konnte. Als Herr de Belcombe die Inspektion aufgetragen wurde, war Herr de Boyneß nicht mehr Seeminister, und Herr Turgot sein Nachfolger geworden. Unter dem Ministerium eines Weisen konnte ein Mann wie Benjowski sich nicht halten. Vergebens suchte man das Ungewitter abzuwenden; (denn die Scharlatane finden überall Beschützer) das Urtheil ward gesprochen. Zwar kam es erst unter seinem Nachfolger zur Vollziehung, aber nur deshalb, weil Herr Turgot nicht lange genug beim Seewesen blieb, um sich mit diesem Theile seiner Administration besonders zu beschäftigen. Dieser berühmte Mann, den mehrere der erhabensten Eigenschaften vor seinen Zeitgenossen auszeichneten, wußte durch Herrn Voiore, daß Benjowski ein gefährlicher Abentheurer sey, der sich zum Tyrannen und zur Geißel der Bewohner von Madagaskar gemacht habe. Ich war damals von meinen Reisen zurückgekommen, und erfuhr, daß Benjowski die Insel erobert

hätte. Man pries seinen Muth und seine Geschicklichkeit; auch versicherte man: er habe Städte und Festungen gebauet und eine Heerstraße von Louisburg nach Bombetok angelegt. Alle diese Hirngespinnste trug man auf das ernsthafteste vor, und sie fanden so vielen Kredit, daß ganz Paris sich davon unterhielt und über sie erstaunte. Kaum erlaubte man es, ihre Wirklichkeit anzugreifen; Herr Poivre selbst sahe sich genöthigt, diese lächerlichen Märchen zu Schanden zu machen. Indessen traf der in Ungnade gefallene Beniowski in der Hauptstadt ein. Er bestätigte alle die Gerüchte, die sich von seinen glänzenden Unternehmungen auf Madagaskar verbreitet hatten, und beschwerte sich über die Ungerechtigkeit der Administratoren von Isle de France. Es gelang ihm endlich, wo nicht sich zu rechtfertigen, doch wenigstens neue Belohnungen zu erhalten. Er schmeichelte sich bei Herrn Franklin ein, und brachte es dahin, daß dieser berühmte Mann ihm eine günstige Aufnahme verschaffte. Dies ist eine unbestreitbare Thatsache, von der ich selbst Augenzeuge gewesen bin. Ich darf mir übrigens nicht den Vorwurf machen, daß ich Herrn Franklin verschwiegen hätte, was ich von diesem Abentheurer wußte. Beniowski ging nach Amerika; kaum war er dort, so machte er aus neue den Entwurf, sich der Insel Madagaskar zu bemächtigen. Sein Projekt ward ausgeführt; er begab sich auf einem Amerikanischen Schiffe nach der Bay Antongil. Was man bei dieser Unternehmung zur Absicht hatte, ist mir unbekannt; ich weiß nur, daß Herr de Souillac, Gouverneur von Isle de France, den 9ten May 1786 das Schiff Louise unter dem Kommando des Vicomte la Croix abschickte, um sich gegen Beniowski's Unternehmungen zu setzen. Er ließ sechzig Mann von dem Regimente Pondicheri unter den Befehlen des Kapitäns Larcher einschiffen.

Die Louise warf den 17ten desselben Monaths vor Foulpoint die Anker. Der Oberkaufmann Herr Mateur,

schiffte sich ein, um dem Kapitain Larcher alle die Anweisungen zu geben, deren er bedurfte, um sich gegen Beniowski's Unternehmungen setzen zu können. Man wußte, daß dieser sich eines königlichen Magazins zu Angonci*), einem nordwärts von der Bay Antongil gelegenen Dorfe, bemächtigt hatte. Sobald der Vicomte de la Croix zu Foulpoint mit den nöthigen Lebensmitteln versehen worden war, verließ er diesen Hafen, um sich nach Angonci zu begeben. Er kam den 23sten eben des Monats daselbst an; aber anstatt in dieser Bay, in die man nur mit Schwierigkeit einlaufen kann, vor Anker zu gehen, that er dieses lieber (zumal da die Lage auf den Karten gänzlich fehlerhaft angegeben ist) anderthalb Seemeilen weit von der Küste, in der Bay des Ostkaps, das nicht weit von der Bay Angonci liegt. Sobald das Schiff in Sicherheit war, setzte sich der Kapitain Larcher zur Landung in Bereitschaft. Wohlbewaffnete Schaluppen mit zwei Kanonen begaben sich nach einem Orte der Küste, wo sich gar kein Hinderniß der Landung zeigte; aber in dem Augenblick, da sie aussteigen wollten, gaben Beniowski's Truppen eine Salve, so daß über die feindlichen Absichten dieses Avantüriers kein Zweifel übrig blieb. Einige Kanonenschüsse zerstreuten die Feinde, und man sah sie in die Waldung zurückkehren. Sobald sie verschwunden waren, ging die Landung ohne Hinderniß und ohne Unordnung vor sich. Der Kapitain Larcher wollte mit seinen Leuten nicht durch das dicke Gebüsch marschiren, wo er sein Geschütz nicht hätte brauchen können, sondern geradezu nach Beniowski's Niederlas-

*) Nach Herrn le Gentils Bestimmung liegt unmittelbar vor dem Ostkap (Cap East, fälschlich Cap de Leis) eine kleine Insel, Namens Rasse Angonci, ungefähr in 19° 18' S. Br. Die Bay etwas nordwärts vom Ostkap hat keinen besondern Namen, und wird gewöhnlich mit dem Namen: Bay des Ostkaps bezeichnet. Wo aber die Bay Angonci eigentlich liegt, finde ich nirgends bestimmt angegeben; wahrscheinlich ist es der Ankerplatz südwärts vom Ostkap und von dem vorhin erwähnten Eiland Angonci. G. S.

fung. Die Insulaner, die ihm zu Wegweisern dienten, führten ihn durch einen offneren Weg, auf dem er aber unübersteigliche Hindernisse angetroffen haben würde, wenn derselbe besetzt gewesen wäre. Man mußte über fünf Sümpfe und eine elende, neunzig Fuß lange Brücke, ehe man zu Beniowski's Niederlassung gelangen konnte. Es läßt sich leicht begreifen, daß der Kapitain diesen Weg nicht genommen haben würde, wenn er die damit verknüpften Gefahren gekannt hätte; aber Beniowski selbst war gar nicht besorgt, daß man auf diesem schwierigen Wege zu ihm hinkommen würde, und hatte es daher versäumt, die Brücke, die den Zugang zu ihm möglich machte, abbrechen zu lassen.

Diese Nachlässigkeit ist freilich unbegreiflich, da Beniowski einen Angriff erwartete; denn man erfuhr nachher, daß er gesagt hatte: die Einwohner von Soulpoint werden bald kommen und das Magazin, das ich ihnen genommen habe, zurück verlangen. Das soll mir recht lieb seyn; sie ersparen mir dadurch die Mühe, sie zu Soulpoint anzugreifen.

Sobald Kapitain Larcher mit seiner Artillerie die Brücke hinter sich hatte, hörte er ganz deutlich das Getöse von Arbeitern. Nicht lange nachher berichtete die ausgeschickte Patrouille, sie habe eine rothe Fahne wahrgenommen (welche auf Madagaskar die gewöhnliche Losung zum Kampfe ist.) Sogleich befahl der Kapitain, die Waffen nachzusehen, und machte sich fertig, dem Feinde in Schlachtordnung entgegen zu rücken. Man erblickte nun fünfzig regelmäßig nach der Schnur gebauete Hütten, unter denen eine ansehnlicher und höher war, als die andern, weshalb man sie für Beniowski's Wohnung hielt. Noch entdeckte man das Fort nicht, weil ein kleines Wäldchen es versteckte. Sobald man es unterscheiden konnte, sah man etwa hundert Leute sich eilig dahin begeben. Dies Fort, das auf einer mit guten Palisaden umgebenen Anhöhe lag, ward von zwei Vier- und einigen Einspündern

verteidigt. Ben i o w s k i ließ auf die Franzosen feuern, sobald er glaubte, daß sie nur noch zweihundert Toiſen entfernt wären. Der erste Schuß ward mit Stückkugeln, der andre mit altem Eisen, der dritte aber mit Flintenkugeln gethan, und diese drei Kanonenschüsse unterstüzte ein lebhaftes Musketenfeuer. Dessen ungeachtet rückte das Detaschement vom Regimente Pondichery in guter Ordnung immer weiter vor. Als der kommandirende Officier dem Feinde hinlänglich nahe zu seyn glaubte, befahl er, auf Ben i o w s k i zu feuern; und diese einzige Salve war entscheidend. Die Kugel ging dem Abentheurer durch die Brust, und er fiel in dem Augenblick, wo er eine mit altem Eisen geladene Kanone abbrennen wollte. Zum Glück fing das Zündkraut nicht; sonst würde ein so geladenes Geschütz in dieser Nähe große Unordnung angerichtet haben, und es ist sehr zweifelhaft, ob die Franzosen nach diesem Schusse nicht mit ihrer Expedition gescheitert wären. Sie befanden sich in einer Lage, wo sie entweder siegen oder sterben mußten: jedes Mittel, Unterstützung zu erlangen, war ihnen benommen; man hatte ihnen alle Kommunikation abgeschnitten und ihnen alle Hoffnung, wieder nach ihrem Schiffe zurückkehren zu können, unmöglich gemacht. Unmittelbar nach Ben i o w s k i 's Tode ergab sich das Fort auf Diskretion. Der größte Theil der Insulaner flüchtete über die Palisaden weg, und man bemühet sich nicht, sie aufzuhalten, da der Endzweck der Expedition erreicht war. Der Kapitain hatte bestimmten Befehl, die Insulaner mit Menschlichkeit zu behandeln. Einige von diesen kamen zu den Weißen heran, legten ihre Waffen nieder und ergaben sich als Gefangne; aber in eben dem Augenblick wurden sie wieder auf völlig freien Fuß gestellt. Ein so großmüthiges Verfahren bewog den Oberherrn von U n g o n c i, daß er zu den Franzosen kam, sie um Frieden bat und sich unter ihren Schuß begab. Er stellte dem Kapitain L a r c h e r eine alte Portugiesin vor und auch die Baronin A d l e r s c h e i n, Wittwe ei-

nes Officiers, der Beniowski'n nach Madagaskar begleitet hatte. Diese beiden Frauen waren zu jenem Oberhaupt hingeflüchtet, und nur auf ihr inständiges Bitten überlieferte er sie den Franzosen. Ueber Beniowski's Tyranei beklagte er sich bitterlich, und setzte hinzu: er regierte diese fruchtbare Gegenden mit eisernem Zepher, und raubte die Erzeugnisse des Fleißes mit Gewalt, oder vernichtete sie aus Furcht. Unaufhörlich vermehrte er die Auflagen, wodurch er uns zu Boden drückte, mit neuem Tribut. Die verehrtesten Gebräuche und Gewohnheiten wurden unter diesem verhassten Despoten auf die schimpflichste Weise verletzt. Gegenvorstellungen der Insulaner wies er mit Härte zurück. Er behandelte sie als Sklaven, legte ihnen das lästigste Joch auf, und wollte ihnen sogar die Hoffnung benehmen, jemals ihre Freiheit wieder zu erlangen. — Diese Völkerschaften waren seinen Launen unterworfen. Noch mehr seine durch nichts zu störende Kühnheit und seine Ränke, als sein ungestümer Charakter, hatten ihn zum unumschränkten Herrn von Madagaskar gemacht. Schon setzte er sich in Bereitschaft, die Franzosen aus diesem Lande zu vertreiben und sich sogar ihrer Wohlthaten gegen sie selbst zu bedienen. So wollte er die Belohnungen und die Ehrenbezeugungen, die er von Frankreich bekommen hatte, vergelten!

Die durch innerliche Kriege erschöpften Malegaschen hatten unter Beniowski's Herrschaft fast alle guten Eigenschaften verloren; sie waren weiter nichts, als niedrige-Sklaven, und blinde Werkzeuge für die Launen eines störrischen rauhen Herrn. Unter ihm blies das Land unbestellt; Vernachlässigung des Ackerbaues, und Vernichtung des Handels machten die ehemals so blühenden Gegenden zu Wüsten. Der verschlagene Beniowski hatte den Samen der Zwietracht und des Hasses unter die Insulaner ausgestreuet. Mit seinem stolzen, übermüthigen Verfahren verband er auch Unverschämtheit und Scharlatanerie, um die Menge zu täuschen. Unter den Zügen des

Hochmuths und der Falschheit, entdeckte man in seinem Gesichte noch einen wilden Blick, der selbst den Unerforschtesten in Furcht setzen konnte. Die Begebenheiten seines Lebens bestanden nur in einer langen Reihe von Verbrechen und Missethaten; und sein Tod war die gerechteste Strafe für eine schändliche Verrätherel. Man mußte entweder Madagaskar von dem Joche dieses Tyrannen befreien, oder den Kolonien Isle de France und Bourbon auf immer entsagen.

Die wilden Bewohner von Madagaskar hatten wieder die erforderlichen Kenntnisse, nach die nöthige Thakraft, ihre verlorne Freiheit wieder zu erlangen. Und wie hätten sie auch den Fallstricken entgehen können, die Benio wski so geschickt rings um sie her zu legen gewußt hatte? Dieser Feind von ihnen und von uns verstand sich auf die Kunst, Zwietracht unter ihnen zu erregen; und hätte auch unser Handelsinteresse uns nicht genöthigt, ihnen Beistand zu leisten, so verpflichtete uns schon Gerechtigkeit und Billigkeit dazu, weil wir durch unsre enthusiastische Vorliebe für jenen Mann an dem Unglücke der Malegasken Schuld waren. Allein wir haben schon bewiesen, daß Isle de France in Absicht seiner Subsistenz sehr, und bei Unglücksfällen gänzlich, von dem nördlichen Madagaskar abhängt. Die Unterstüzung vom Vorgebirge der guten Hoffnung ist alsdann zu entfernt, zu kostbar, zu unsicher, und in jeder Rücksicht unzulänglich. Es wäre unstreitig zu wünschen, daß man im nördlichen Theile dauernde Niederlassungen anlegen könnte; aber wir haben gezeigt, daß die Ungesundheit der Luft ein Hinderniß ist, welches sich nur durch Aufopferung einer großen Menge von Menschen besiegen läßt. Uebrigens kann man vom Monathe Mai bis zu Ende des Oktobers die dortige Meeresgegend ohne Gefahr besuchen; und dies ist die günstigste Zeit zum Handel: denn alsdann wird eingeerntet und man findet alle Arten von Lebensmitteln.

Betrachtungen über den nördlichen Theil von
Madagaskar.

Der nördliche Theil von Madagaskar ist an allen Arten von Erzeugnissen weit fruchtbarer, und wird daher von Europäischen Schiffen häufiger besucht, als der südliche; aber das Innere des Landes kennt man fast noch gar nicht, und ich habe mich auf Isle de France vergeblich um Angaben bemühet, die mich in den Stand setzen könnten, eine Beschreibung davon zu liefern. La Bigorne konnte mir darüber nur schwankende und unzuverlässige Nachrichten geben, wovon sich nicht leicht Gebrauch machen ließ. Indes schrieb ich nach dem, was er mir zu Mananhar diktirte, einen kleinen Aufsatz, den nachher Benierski benutzte, als er den Vorschlag that, an der Bay Antongil eine Niederlassung anzulegen. In diesem Aufsatz ist die Reiseroute, welche die Insulaner von Bombetok nach der Bay Antongil nehmen, beschrieben. Man findet aber darin nichts Merkwürdiges, außer eine Angabe der unzähligen Hindernisse, welche man auf diesem Wege antrifft.

Den Malegaschen gelingt es zwar, sie zu überwinden; aber nur deshalb, weil sie behender und der Beschwerlichkeiten gewohnter sind, als die meisten Europäer. Auf dem hohen Gebirge Wigagora, über das man gehen muß, stößt man bei jedem Schritte auf solche Schwierigkeiten, daß sie auch wohl Leute, welche dergleichen Gefahren zu trotzen gewohnt sind, aufhalten können. Wer einen so schwierigen Weg zu unternehmen genöthigt ist, wird sehr klug handeln, wenn er sich mit Stricken und Stangen versieht, um über die schroffesten Stellen wegzukommen. Ich weiß aus Erfahrung, wie nützlich diese Vorsicht ist, und habe mich ihrer bei Reisen über Gebirge mehr als Einmal mit Erfolg bedient. Wenn ich mit Abgründen umringt war, benahm mir ein bloßer Bindfaden, den meine Wegweiser hielten, alle Furcht, und bahnte mir den Zugang zu den steilsten Dertern. Seidene Stricke verdienen übrigens den Vors

zug vor hanfenen, weil sie stärker und leichter sind. Herr Franklin hat den Vorschlag gethan, sich des so genannten fliegenden Drachen zu bedienen, um über einen schnell strömenden Fluß zu kommen. Unstreitig ist dieses Mittel für Personen, die gut schwimmen können, unter gewissen Umständen nützlich; diejenigen aber, denen diese so brauchbare Geschicklichkeit fehlt, können vermittelst großer Bambusröhre, die an einem langen Stricke befestigt sind, über ziemlich schnelle Flüsse kommen; vorausgesetzt nehmlich, daß sie starke Insulaner, gute Schwimmer, bei sich haben, und daß diese sie mit einer so ungemein einfachen Geräthschaft von einem Ufer zum andern ziehen.

Ich bemerke hier noch, daß eine Art von Hamak, so wie man sie in den Kolonien zum Transport der Frauen und Kinder braucht, denen, die in diesen wilden Gegenden reisen, sehr nützlich seyn würde. Allein dieser Hamak müßte leicht und wasserdicht seyn. Beide Eigenschaften ließen sich ihm sehr leicht geben, wenn man dazu eine sehr starke Leinwand brauchte, und sie mit elastischem in Leinöhl aufgelöstem Gummi überzöge; d. i. mit eben dem Firniß, durch den man die entzündbare Luft in den Luftbällen zurückhält. Alsdann kann man sich dieses Hamaks nicht nur wie eines Bettes bedienen, indem man ihn an einen Baum hängt, sondern auch, wenn man unpäßlich ist, sich darin vermittelst eines Bambusröhres von einem Orte zum andern tragen lassen; und da die Leinwand durch den Firniß das Eindringen des Regens verhindert, so wird der Hamak ein wahres Kanot, dessen Vortheile zu sehr in die Augen fallen, als daß ich sie herzuzählen nöthig hätte.

In dem nördlichen Theile von Madagaskar heißt der Ort, den die Europäer am meisten besuchen, Soulpoin; bei den Insulanern aber Wulu = Wulo. Der Hafen von Soulpoin wird von Riefs gebildet, an denen das Meer sich bricht, und wodurch die Schiffe vor den großen Wogen gesichert werden. Das Rief ist von Korallen, hängt auf der einen Seite mit dem Lande zusammen, und erstreckt sich gegen N. N. Ost, indes die Küste sich nach N. N. Westen zieht.

Die Einfahrt des Hafens liegt nach Norden. Die Breite des Kanals beträgt ungefähr fünfzig Klafter, und die Tiefe der Becken beinahe eben so viel. Der Hafen faßt zehn große Schiffe, die in 30 bis 35 Fuß Tiefe neben einander ankern können. Der Ankergrund ist sicher, aber der Eingang zur Winterszeit bisweilen durch eine Triebandsbank verstopft, die sich zertheilt, sobald südöstliche Winde auf nördliche und auf Windstillen folgen. Das Meer zieht sich bei der größten Ebbe nur vier bis fünf Fuß zurück, und alsdann sieht man das Rief bloß. Man findet auf demselben Moose, Seepflanzen, schwarze Korallen, sehr seltne Madreporen, Seesterne, Meerinsekten und Muscheln, die wegen ihrer mannichfaltigen Form und ihrer glänzenden Farben zur Ausschmückung der Naturalienkabinette dienen. Bei der Einfahrt der Flüsse findet man Mangliesbäume, woran vorzüglich wohlschmeckende Austern hangen, welche Gehänge von sehr seltsamer Form bilden. In einer kleinen Entfernung von denen Orten, die das Meer bedeckt, trifft man Andern von einem Sande an, welcher von ganz andrer Beschaffenheit, als der auf dem Ufer, ist und halb verglasert zu seyn scheint. Man findet glimmerige und bröckliche Steine darunter, ungleich eine große Menge kleiner Stücker von wirklichem Glase. Nach den Beobachtungen, die ich zu Foulpoint angestellt habe, liegt es in $17^{\circ} 40' 20''$ S. Br. und in $47^{\circ} 20'$ D. L. von Paris. Während meines dortigen Aufenthaltes stieg das Thermometer nie über 27° Grad, und fiel nie unter 15° Reaumur. Das Barometer zeigte nur sehr geringe Veränderungen, und blieb immer zwischen $28' 2''$ und $28' 5''$.

Die Schiffe verschaffen sich zu Foulpoint alle Arten von Lebensmitteln für wohlfeile Preise und in Ueberfluß. Die Märkte werden sehr gut versehen, wenn die Europäer dem Handel keinen Zwang anthun. Seit einigen Jahren wollen die Einwohner von Foulpoint keine jungen Ziegenböcke und Schweine mehr verkaufen, weil ein alter Mann, der vier (Französische) Meilen vom Hafen

wohnt und in dem Ruf eines geschickten Zauberers steht, ihnen den Handel mit diesen nützlichen Thieren untersagt hat. Dieser Dumbiaffe gab nehmlich vor, sie würden mit den größten Unglücksfällen bedrohet, wenn sie nicht die ganze Race dieser unsauberen Thiere bei sich ausrotteten. Doch, ungeachtet dieses Ausspruches, können die Europäer sich dergleichen in den Gebirgen verschaffen, wo man sie heerdenweise antrifft. Vielleicht hielte es nicht schwer, diesen lästigen Aberglauben bei den Insulanern auszurotten. — Die Dörfer, welche die Bevölkerung von Foulpoint ausmachen, sind nicht beträchtlich; sie liegen zerstreuet, mehrentheils am Abhange von Hügeln, und haben Palisaden zur Vertheidigung. Eine Menge nützlicher Bäume giebt ihnen einen angenehmen Schatten. Mitten unter Kokos- Bambu- Pommeranzen- Citronen- und Pfirsangbäumen (deren Frucht von den Europäern so sehr geschätzt wird) und wilden Weinstöcken, unterscheidet man den Raven, eine Art von Palmaum, der nur in Madagaskar einheimisch ist. Dieser Baum wird sehr groß, und sein Herz wie das von der Kohnpalme zubereitet und gegessen. Seine Rinde ist hart, sein Holz faferig und unverweslich; daher braucht man es, Häuser davon zu bauen, deren Wände und Verschläge dann aus den künstlich mit einander verbundenen Rippen seines Blattes verfertigt werden. Diese Rippen sind so fest wie Holz, und so biegsam wie Leder. Mit den Blättern selbst deckt man die Dächer, und sie dauern länger und sind vorzüglicher, als unsre Strohdächer. Aus diesen Blättern machen die Madekassen auch ihre Schüsseln, Teller und Tassen. Diese Art von Geschirre ist immer reinlich, wird aber nicht mehr als Einmal gebraucht. Unter den häutigen Hüllen, welche die Blüthe dieses Palmaums umgeben, findet man ein Gummi von außerordentlichem Wohlgeschmack, das man für Honig halten sollte. Es ist kein Wunder, daß die Madekassen einen ihnen so nützlichen Baum rings um sich her pflanzen. Man verfertigt daraus sehr breite vortrefliche Bretter,

wenn man ihn von der Einen Seite der ganzen Länge nach spaltet; man muß aber diesen Brettern gleich nach dem Durchschneiden die gehörige Form geben.

Das Land, das von Foulpoint abhängt, ist reich an fetten Triften und Vieh. Wenn man längs den fruchtbaren Ufern des schönen Flusses Ongle bey hinuntergeht, erstaunt man, daß er auf einmal verschwindet und sich vierhundert Toisen von seiner Mündung im Sande verliert. Dieser fischreiche Fluß, auf dem sich auch viele Wasservögel aufhalten, ist an gewissen Orten tief, und an andern sehr breit. Die Kanots fahren ihn mehr als zwanzig Meilen weit hinauf. Es ist schlimm, daß es in diesem Flusse, so wie in allen andern auf Madagaskar, sehr viele ungeheure Krokodile giebt. Wenn man längs den Ufern hin geht, wird selbst der unerschrockenste Insulaner bei ihrem Anblick von Furcht ergriffen. Man muß sehr vorsichtig seyn, um nicht von diesen gefährlichen Amphibien überrascht zu werden, die sich auf Menschen und Thiere losstürzen. Ich habe einmal gesehen, daß ein solches Ungeheuer einen Ochsen fortschleppte und verzehrte. Durch eben das, was die Flüsse in Madagaskar so reizend macht, werden sie auch so gefährlich; die Bäume und Stauden, welche die Ufer bedecken, sind die Schlupfwinkel dieser fürchterlichen Thiere.

Wenn man sich einige Meilen von Foulpoint entfernt und den hohen Bergen von Ambotismene näher geht, wird die Gegend mannichfaltig. Hügel schützen die Ebenen und Thäler vor den Winden. Die Hitze ist nicht mehr lästig, weil das Land höher liegt und holzreicher ist. Die, hier weniger bearbeiteten, Felder sind wilder und wüster; hier hüten die Insulaner ihre Heerden nicht mehr, sondern lassen sie ohne Hirten ganz frei umherirren. Die Wiesen in den Thälern werden von einer Menge Bäche bewässert und befruchtet. Die Krümmungen, welche diese bilden, sind um so angenehmer, da die Natur allein sie vorgezeichnet hat. Die Blumen haben mehr Glanz, und ihre Farben sind schimmernder und mannichfaltiger, als die auf unsern

Wiesen. Ohne Kunst, ohne Symmetrie gepflanzte Baumgruppen machen diese ländlichen Gegenden noch reizender und interessanter. Einige Meilen weiterhin ändert sich der Schauplatz und das Land wird bergicht. Ein geschickter Mahler würde hier über die Wahl der pittoresksten Landschaft verlegen seyn. Seine umherschweifende Imagination läßt ihm nicht länger die freie Ausübung seiner Kunst; er thut keinen Schritt, wo ihm nicht eine plötzliche und unvorhergesehne Veränderung eine neue Perspektive und noch interessantere Gesichtspunkte zeigte.

Wenn man aber, ohne das Ganze dieser lachenden Gegenden auffassen zu wollen, sich bloß mit dem Studium ihrer Produkte beschäftigt, so eröffnet sich ein unermessliches und wirklich nützlichcs Feld. Eine Menge Vegetabilien bietet sich dann in reichem Ueberfluß zur Untersuchung dar. Man lernt sechs ganz verschiedene Arten von Reis kennen; Gerste von vorzüglicher Schönheit; sechserlei Sorten von Yamswurzeln, von denen einige so dick wie ein Schenkel sind, und die sämmtlich zur Nahrung für Menschen und Vieh taugen. Außer diesen Wurzeln, die doch einige Pflege und Wartung erfordern, findet man einige völlig wild wachsende, welche die Insulaner *Jang hits* nennen. Diese haben die Dicke eines Menschen, einen zarten Geschmack und eine röthliche Rinde; sie treiben den Urin, sind leicht zu verdauen, und stillen, wie man versichert, Durst und Hunger zugleich. Man kann auch verschiedene Arten Rüben, Bohnen und Erbsen von außerlesenem Geschmacke haben. Die Barvatten gleichen dem Kapernstrauch, und blühen wie dieser. Jede Schote schließt eine kleine Erbse von der Größe einer Linse in sich. Diese Hülsenfrucht wird so hoch wie der Kirschbaum, und mit ihren Blättern füttert man in einigen Provinzen im Innern des Landes die Seidenwürmer.

Wenn man diese Felder, diese Wiesen verläßt, um sich in jene unermesslichen Wälder zu vertiefen, welche einer Menge verschiedener wilder Thiere zum Aufenthalt dienen,

so sieht man Schönheiten von einer andern Art. Tiefe Einsamkeit; eine unter diesem heißen Himmelsstrich überraschende Kühle; ein den Sonnenstrahlen unzugänglicher Schatten; Echos, die auf allen Seiten von dem Gebrülle der Thiere widerhallen — dies alles gewährt neue Freuden, die besonders melancholischen Personen angemessen zu seyn scheinen. Indes wird jeder, der nur einiges Gefühl für Naturschönheiten hat, mit einer Art von Enthusiasmus jene Menge von ungeheuer hohen und dicken Bäumen betrachten, worunter sich besonders der *Fortéré* auszeichnet.

Wer das Studium des Mineralreichs der Botanik vorzieht, findet in den hohen Bergen von *Ambotismene* Befriedigung. Es giebt daselbst ungeheure Blöcke von Bergkristall. Einige von diesen sind kristallisirt; andere scheinen gar keine regelmäßige Form anzunehmen; viele enthalten Schörl und andre fremde Körper. Die von den Naturforschern am meisten gesuchten Schörlarten sind in diesen Bergen nicht selten, so wie Granaten und Anzeigen von Zinngruben, welche die Einwohner *Wula-Futshesine* nennen. Gruben von sehr vorzüglichem Eisen giebt es in Menge auf der ganzen Insel. Die Malegaschen zerreiben und stampfen dieses Erz, und legen es dann in Haufen zwischen vier, mit Thonerde überzogene Steine. Anstatt des Blasebalges bedienen sie sich einer doppelten hölzernen Pumpe, um die Flamme zu vermehren. In einer Stunde ist das Erz in Fluß gebracht, und liefert ein so geschmeidiges, gut zu verarbeitendes Eisen, wie man nur irgend eins kennt. Unstreitig giebt es noch andere Gruben; aber man muß sich keine Mühe und Arbeit verdrießen lassen, sie aufzusuchen. Diese Reichthümer liegen tief im Schooß der Erde; nur durch Graben und schwere Arbeiten kann man sie daraus hervorziehen. Uebrigens sind aber die Berge von *Ambotismene*, wie die Insulaner sagen, für Europäer fast unzugänglich. Ihre Gipfel sind steile Fähen, welche den Zugang zu diesen Bergen verhindern.

Der höchste unter ihnen ist etwa achtzehnhundert Toisen über der Meeresfläche erhoben. Er gleicht in seiner Gestalt dem Tafelberge, den so viele am Vorgebirge der guten Hoffnung gewesene Reisende beschrieben haben.

Ich kann von den mineralogischen Reichthümern in Madagaskar nur diese flüchtige Uebersicht vorlegen; aber in den so äußerst mannichfaltigen Produkten der Insel, welche bloß von der Natur und einem fruchtbaren Boden abhängen, giebt es noch wesentlichere.

Ich beschreibe nun die Pflanzen, die ich Herrn Poire nach Isle de France gebracht habe.

Beschreibung

einiger Bäume, Sträucher und Pflanzen, die im nördlichen Theile von Madagaskar wachsen und die ich gegen das Ende des Jahrs 1768 nach Isle de France gebracht habe †).

A.

Adabou. Ein großer Baum.

Afarrahé. Strauch mit wohlriechender Rinde.

Afé. Dicker Füllselbarn (*Polypodium*) mit essbaren Samen *)

*) Dies ist wahrscheinlich ein Druckfehler; vielleicht sollte man statt *graine* (Samen) *racine* (Wurzel) lesen. G. S.

Alut-mandrout.

Ampali, hat lange Blätter, womit man Eisen polirt und vom Rost befreiet.

Ampalt. Runde Blätter, welche das Eisen feilen.

Ampelang-thi-fouhé. Gentianelle mit violetten Blüten.

Ampelantghi. Eine angenehme Pflanze, die einen Fuß hoch wird.

Anakuey. Große Stimpflanze (*Mimosa*).

Anghivi. Eine Art von Brède*), mit rother Frucht, welche den Madefassischen Getränken beigemischt wird, und ihnen einen angenehmen bitteren Geschmack giebt.

*) Ein ganz unbekanntes Wort. G. S.

†) Dieses Verzeichniß, welches in der Urschrift schlechterdings keine Ordnung hatte, habe ich wenigstens nach dem Alphabet gestellt, damit man die Namen leichter auffuchen könne. Man wird es bedauern, daß der Verfasser, als er es aufsetzte, so ganz von allen botanischen Vorkenntnissen entledigt gewesen ist, da so manches köstliche Pflanzenprodukt darin vorkommt, welches die Aufmerksamkeit, nicht bloß des Liebhabers oder des wissenschaftlichen Kenners, sondern auch des Arztes, des Materialisten, des Baumeisters, des Oekonomen, mithin auch des Kaufmanns und durch diesen des Staatskundigen reizt. Wo ich anderwärts einige Data fand, welche zu einer botanischen Bestimmung führten, habe ich sie nicht ungenutzt gelassen. G. S.

Anghan - rambou. Habichtskraut (*Hieracium*) mit violetten Blumen.

Anghan - rambou - lahe.

Angua - malou. Eine Art aromatische Brède, mit goldfarbigen Blüthen und Knospen.

Anja - oidy. Eine Art sehr hohen Heidekrauts.

Antafara. Man kennt diesen Baum in Isle de France unter dem Namen Milchholz (*bois de lait.*). Seine Blüthe hat die Gestalt und den Geruch des Jasmins. Der geringste Einschnitt giebt einen sehr kaustischen Milchsafft in großer Menge. Nach Herrn de la Mark ist es eine Art *Tabernae montana.*

Ardouranga. Eine kleine Pflanze mit Schmetterlingsblüthe, und einer rothen Hülse, wie der Indigo.

Arésou. Hollunder *).

*) Vermuthlich wohl nur eine dem Hollunder ähnliche Pflanze, G. S.

Assy. Eine schöne Palmenart, welche zehn Fuß hoch wird. Der Stamm hat die Narben von den Blättern, welche nach und nach abfallen. Sein Gipfel ist mit drei oder vier Reihen von Blättern geziert, welche vier bis fünf Fuß lang und anderthalb Zoll breit sind. Diese Blätter sind den Lilienblättern nicht unähnlich, aber so steif wie Palmblätter, und bilden einen schönen Schirm.

Azambou. Eine Frucht in Gestalt eines rothen Straußes.

Azimena. Ein sehr hübscher Strauch, mit dichtbelaubtem Gipfel, schönen grünen dicken Blättern, und sehr wohlriechenden Blüthen. Er wird vier Fuß hoch.

Azon - ranou. Manglesbaum des frischen Wassers, dessen Schoten einander gegenüber stehen, Spitze gegen Spitze.

Azou - mintzi. Pyramidalischer Strauch von seltsamen Ansehen.

Azou - minti - be. Desgleichen, ein großblättriger schöner Baum.

Azou - ranou. Ein Strauch mit rother, gefurchter Frucht.

B.

Bachi - bachi. Ein Baum, der dem Karabe' (einer Art wilder Muskat) ähnlich ist; seine Blätter und Früchte sind nur wenig davon verschieden. Er wächst auf Anhöhen. Die Schale, die Nuß und die so genannte Muskatblüthe oder das Macis sind aromatisch.

Bagners. Aus dieser Pflanze zieht man in Madagaskar ächten Indigo. Die Eingebornen gehen dabei sehr einfach zu Werk. Sie machen einen Aufguß von den Blättern und Stängeln, wenn die Pflanze anfängt zu blühen. Nach der Fäulung wird das Wasser veilchenfarb. Sobald diese Farbe dunkel wird, nimmt man Stängel und Blätter heraus und gießt in das stark gefärbte Wasser eine bestimmte Quantität Oel. Wenn der Niederschlag sich gesetzt hat, gießt man das Wasser ab, trocknet ihn im Schatten, und erhält auf diese Weise einen schönen Indigo.

Bakrang. Schlingepflanze (Liane) mit großen Knospen.

Bonton. Ein Baum, dessen Rinde gelb färbt. Er wächst am Wasser, und hat paarweis gegen einander gestellte, dicke Blätter.

C.

Campoudi. Eine Art Hünerdarm. (Alfne)

Cani-pouti. Breitblättriges Gras, mit dessen Saft die Madekassen sich allerlei Zeichnungen auf den Leib mahlen.

Caton-banda. Eine Art Gauchheil, (mourron) womit man Geschwülste zertheilt.

Cherchia. Gelbblühendes Habichtskraut.

Chifontsui. Schöner kleiner Baum, mit geradem, blätterlosem Stamm, und rundem, dichtbelaubtem Gipfel.

Chifontsui. Hat kleine paarweis gestellte Blätter, wie der kleine Harame (S. diesen). Die Blüthe besteht aus vier grünen Blättchen, die einen Kelch bilden.

Chingolpont.

Chistala.

D.

Diti-azon. Eine Frucht, in Gestalt einer kleinen Birne.

E.

Enghi-bé. Großer Indigo, mit großen Schoten.

Enghi-panza. Kleiner Indigo.

F.

Fanpehourou. Eine Art sternförmiger Lilie. Ihr Aufblühen kündigt die Zeit des Wallfischfangs an.

Farafer. Eine Schmarozerpflanze, mit einer langen, rothen Blüthe, welche wie eine Hand, oder wie eine Gabel mit fünf Zacken, gestaltet ist.

Fifourche. Ein Baum mit Malvenblättern; die Blüthen sitzen rund um den Stängel.

Filao. Dies ist der Keulenbaum oder Casuarina nach Forst. Charact. gen. pl. und Linné suppl. pl.

Finguère. Eine Art wilden Feigenbaums, der, wo man ihn anschneidet, einen Milchsaft giebt. Dieser Milchsaft wird, wenn er geronnen ist, ein wahres Federharz, wie dasjenige, welches aus dem Kautschukbaum fließt. Die Madegassen verfertigen daraus Fackeln, die ohne Zucht brennen und sehr gut leuchten, wenn sie des Nachts damit auf den Fischfang gehen. Im Weingeist ist dieses Harz nicht auflösbar, wohl aber in Aether und in Leinöl. Auch andere fettige und blichte Substanzen greifen es merklich an.

Der *Finguère* wird zwanzig Fuß hoch; die Blätter sind acht Zoll lang und vier Zoll breit. Die Frucht ist einer runden Feige ähnlich und voll von kleinen Körnern. Die Malegasen essen diese Feigen sehr gern; ich hingegen fand sie scharf und zusammenziehend.

Wenn man die Flaschen und andere Geräthschaften, welche die Peruaner aus Federharz verfertigen, mit Aufmerksamkeit betrachtet, so sieht man ein, wie leicht es ist, dieser Substanz allerlei Formen zu geben, welche bei chirurgischen Operationen vom größten Nutzen seyn können; z. B. Sonden, Bandagen ic. Wird sie in Aether, oder auch in Leinöl aufgelöst, so verliert sie größtentheils ihre Federkraft, und kann sowohl auf Leinwand, als Seidenzeug aufgetragen werden, um sie dem Wasser und der Luft undurchdringlich zu machen. Auf diese Art hat Herr Verniard neulich das Federharz zu mancherlei Behuf gebraucht. Die Aufzählung dieser verschiedenen Benutzungsarten gehört nicht hieher; das aber will ich noch anmerken, daß die Chinesen längst gewußt haben das Federharz aufzulösen und es auf verschiedene Art zu färben. Herr Bertin, ehemaliger Staatsminister, hatte die Güte, mir einige daraus verfertigte

Sachen zu schenken, unter andern eine kleine Kugel, die genau einer Kugel von Bernstein gleich.

Potersbé. Einer der größten Bäume in Madagaskar, dessen Holz aber nur zum Brennen taugt. Es giebt noch eine Sorte, die in Sümpfen wächst, und welche Flacourt unter dem Namen Bouafoutra beschrieben hat.

Fouraha. Einer der schönsten und nützlichsten Bäume aus heißen Ländern. Nächst dem Eek (*Tectona grandis* Linn.) ist sein Holz das beste in ganz Indien zum Schiffbau. Ich kann ihn mit sonst nichts als dem Takamahaka der Inseln France und Bourbon vergleichen, und wie dieser, giebt er auch einen grünen Balsam, der zur Heilung der Wunden dient. Der Baum ist dick, schattig, mit dicken Nesten beladen, und merkwürdig wegen seiner großen Höhe.

Fouraugdra. Eine Art Vesicaria mit dreieckigem Stängel und Petersilien-Blättern; eine sogenannte Liane oder Schlingepflanze.

H.

Harame. Dies ist der höchste und dickste Baum in der Gegend von Foulpont. Das Holz ist weiß mit röthlichem Kern. Wenn der Baum sein vollständiges Wachsthum erreicht hat, löset sich jährlich seine äußere, dicke, graue Rinde ab. Der Stamm ist glatt und bis an den Gipfel ohne Aeste. Die Krone ist dagegen dickbelaubt und sieht schön aus. Bei der geringsten Verletzung fließt ein weißes, sehr würzhaftes Harz aus diesem Baum. Die Malegassischen Weiber verarbeiten es zu einem Teig, womit sie sich das Gesicht reiben, um der Haut ihre vollkommene Frische zu erhalten. Dieses Harz brennt mit einem dem Weihrauch ähnlichen Wohlgeruch. Die Frucht des Baums ist eine Nuß, wovon aber nur die äußere Schale aromatisch ist.

Harame, dessen Harz der Stoff zu seyn scheint, aus welchem das Ambra besteht.

Harongan. Er wird fünfzehn Fuß hoch und wächst im Ganzen. Die Blätter werden zum Rothfärben der Matten

und Körbe gebraucht. Das Harz dieses Baums ist eine Art Drachenblut.

Hintchy. Unter den Bäumen in den Wäldern um Soulepoint ist dies der gemeinste. Er wäre besonders zu Allen gut, indem seine Krone wohlbelaubt ist; mit dem Pflaumenbaum hat er einige Aehnlichkeit, und wird ungefähr eben so hoch. Sein rothes Holz ist gut, um Hausgeräth daraus zu verfertigen; seine Rinde ist weiß und glatt, und seine breiten Blätter sind von schöner, grüner Farbe. (Ist nach Herrn la Mark eine Art Courbaril, *Hymenaea*, Linn. G. 5)

Hounits. Ein großer, schöner Baum, dessen Holz eine schöne gelbe Farbe darbietet. Die Rinde ist roth, und wenn man sie einschneidet, fließt ein korallrother Saft heraus. Aus der Rinde der Wurzel verfertigen die Malegassen vermittelt einer gewöhnlichen Lauge eine schöne rothe Farbe.

F.

Jacuan. Eine Art Mandeln. Der Baum hat keine Blätter und giebt ein Harz.

Jang. Ein Baum mit großen Blumensträußen.

Joudi-fafal. Ein Sempervivens*).

*) Soll das heißen *Sempervivum* LINN. oder nur eine immer grüne Pflanze? G. 5.

L.

Laben. Dieser Baum wächst am Seestrand in Sandboden, und wird sehr hoch. Das harte, rothe Holz ist für Hausgeräthe von vorzüglicher Güte. Die Frucht ist an Größe und Gestalt einer Olive ähnlich und enthält einen öllichten, weißen Mandelkern von vortreflichem Geschmack.

Lacca. Die Frucht ist klein, wie ein Pfefferkorn; die Blüthen sitzen in Gestalt eines Käschens beisammen.

Lalong.

Lindem. Eine Art Palmbaum mit Blättern des Farns.

Lingo. Eine holzartige Schlingepflanze (liane), welche bis zum Gipfel der höchsten Bäume hinansteigt, und dabei nur zwei Zoll dick ist. Ihr Holz ist gelb, wie das Zu-

neré ihrer Rinde. Die Malegaschen bedienen sich der Rinde und Wurzel des Lingo, um die Fäden zu ihren Kleidungen (pagnes) gelb und roth zu färben.

M.

Maan. Eine Art Sammetpflanze, mit Malvenblättern.

Malao-manghit. Ein großer Baum mit brauner Rinde, weißem Holz und geradem Stamm. Der Saft ist anfangs weiß und milchicht, wird aber an der Luft blutroth. Die Blätter haben einen angenehmen Würzgeruch. Die Frucht ist eine Art von Muskatnuß, der die Malegaschen eben dieselben Eigenschaften zuschreiben, welche wir der ächten zugestehen.

Mang. Ein Baum mit Blättern, wie die der Malve, nur größer und stärker. Die Blume ist rauh, wie die der Ketmia (des Eibisches) und rosenfarb.

Manouquibonga. Ein Baum mit langen Schossen, wie die Weinreben; seine schönen rothen Blumen bilden eine aigrette.

Moulton-rongou. Aehnelt dem Kara, hat kleine Blätter, und länglicheckige Früchte.

Mounou-founace. Ein Bäumchen mit violetten Blüthen und dreifachgefingerten Blättern (foliis ternatis).

N.

Nantou. Mattenholz (bois de natte) von zwei Sorten, mit großen und kleinen Blättern.

O.

Onbare. Ein Baum, der ein Gummi giebt, welches mit dem Arabischen Aehnlichkeit hat.

Ouoi-randra. Eine Wasserpflanze mit gezahnten Blättern, zweihörnigen Blüthen (deux cornes fleuries) und einer eßbaren Wurzel.

Ouvi-rombé. Schlingepflanze, (liane) mit kleinen, herzförmigen, scharf zugespitzten Blättern.

Racoudrin. Grüne Frucht in Traubengestalt.

Ranga-zaa. Zwiebelgewächs mit weißer Blume.

Karabé. Wilder Muskatbaum, aber noch größer und schöner, als der *Malao-manghit*. Aus seinen Muskatnüssen ziehen die Malezassen ein sehr würzhafteſes Oel, womit ſie ſich den ganzen Leib und die Haare reiben. Dieſes Oel heilt und zertheilt Anhäufungen von kalten Flüſſigkeiten (*humeurs froides*); innerlich genommen iſt es magenſtärkend*). *S. Malao-manghit* und *Bachi-Bachi*.

*) Der Himmel bewahre einen vor Aerzten, die ſo von Krankheiten ſprechen und ſo dagegen verſchreiben! G. J.

Ravensfara. Von allen ſo genannten Muskatbäumen in Madagaskar hat dieſer die Aufmerkſamkeit der Botaniker am meiſten auf ſich gezogen. Der Wohlgeruch der Muskatnuß, der Würznelken und des Zimmts, zuſammen verbunden, iſt kaum von dem angenehmen Duſt zu unterſcheiden, den man durch die Deſtillation von den Ravensfarablättern erhält. Sie geben zugleich ein weſentliches Oel, welches höher als Nelkendöl geſchätzt wird. Die Köche in Indien ziehen es allen andern Gewürzen vor, um ihren Speiſen einen Würzgeſchmack zu geben. Der Ravensfara iſt übrigens ein ſeltner, koſtbarer Baum; er wächst am liebſten in Sümpfen, ob er gleich auch trocknes Erdreich vertragen kann. Sein Stamm wird dick, und ſeine pyramidalſche Krone iſt dickbelaubt und ſchattenreich. Das Holz iſt weiß, ohne Geruch, aber hart und ſchwer. Die Rinde verbreitet dagegen einen ſtarcken Geruch. Die Frucht iſt eine wahre Nuß, die an beiden Enden etwas zugelplattet iſt. Der Geruch dieſer Nuß und ihrer Schale iſt nicht ſo ſtark, und ſie geben nicht ſo viel wohlriechendes Oel, wie die Blätter; doch meines Erachtens iſt dieſer Geruch noch ein wenig delikater. Herr de la Mark hat mich belehrt, daß dieſer Baum kein wahrer Muskatbaum iſt, ſondern ein eigenes Geſchlecht ausmacht, welches Jäſſieu in ſeinen Gen. pl. p. 431. *Agatophyllum* nennt*).

*) *Agatophyllum* iſt die Ueberſetzung des Madegaſſiſchen Wortes *Raven-fara* und bedeutet irtes Blatt. Die Abbildung dieſes Baums und eine ausführliche Beſchreibung liefert *Sous*

Raven-tongharts. Eine balsamische Pflanze.

Rharha-horac. Uebermals ein ächter wilder Muskatbaum, mit dickem Stamm und vielen verworrenen Aesten. Er wächst gern an feuchten, sumpfigen Orten. Die große, blaue Taube, welche die Malegaschen *Fu n i n g a - m e n a - r a b u* nennen, frisst sehr begierig die Nüsse dieses Baums, verbauet aber nur ihr Macis, und säet dann die Nüsse überall auf der Insel umher.

S.

Sacaviro-ambou. Schweins-Ingwer. Eine Art Zittwer (*Zedoaria*).

Sampan-leva. Gelbe Früchte, wie Paternoster.

Sanga-sanga. Ein dreieckiges Schilf, der wahre Papyrus der Alten.

Sanguamou-barou. Eine Pflanze, deren Blätter, wenn man sie klein stößt, wie *Cocculi indici* auf die Fische wirken, (die sie betäuben, so daß man sie mit der Hand greifen kann).

Sahoang-matan-nahanrou. Eine Art klimmender Spargel.

Schira. Palmenart, deren Rinde man verbrennt, um Kochsalz daraus zu ziehen.

Sondifafat. Eine Pflanze, die man am Meerstrande findet. Die Malegaschen reiben sich den Leib mit den Blättern dieser Pflanze, wenn sie müde sind, um durch diese Reibungen wieder frisch und munter zu werden. Sie geben vor, daß die Blätter des *Sondifafat* nicht verderben können (*incorruptibles*), und legen sie mit gutem Erfolg auf Wunden.

Sonmourang. Haarige Blüthe in Köstchen.

Tabourou-nangar. Betel (eine Art Pfeffer).

Taco. Eine Art wilder Rebe, wie *Tancaffon*.

nerat in seiner Reise nach Indien und China 2. B. S. 177. t. 127. der Deutschen Ausgabe. In Smelins Ausgabe von Linn. Syst. Nat. Tom. II. p. 754 kommt dieser Baum unter seinem einheimischen Namen, *Ravensara aromatica*, vor. Eigentlich ist er dem Lorbeer (Laurus) Geschlechte so nahe verwandt, daß es schwer halten dürfte, ihn mit Recht davon zu trennen. G. S.

- Tafou-mouna.** Ein großer, dickbelaubter Baum, mit glatter Rinde, weißem Holz und eichelförmiger Frucht, deren Kern einen etwas aromatischen Geschmack hat und wie Terpentiu riecht.
- Tafoumounan.** Eichelförmige Frucht. Kleine weiße Blüten.
- Talate.** Dicke Blätter und rothe Früchte wie die der Stechpalme.
- Tancasson.** Eine wilde Rebe, mit scharfem, widerlichem Geschmack. Diese schlängelnde Pflanze klimmt bis zum Gipfel der höchsten Bäume. Ihre Wurzel hat diuretische Kräfte. Die Frucht wird von den Eingebornen sehr geschätzt. Flacourt erwähnt diese Pflanze nicht, ob er gleich mehrere Arten von Reben beschreibt.
- Tanguem.** Dieser Baum wächst am Ufer des Meeres. Er hat ein hartes, geädertes Holz, welches zu Schreiner- und Tischlerarbeiten gebraucht werden kann. Die Malagaschen bedienen sich nur gar zu oft der Frucht dieses Baums, deren schädliche Eigenschaften ihnen wohl bekannt sind. Der Baum ist in der That ein wahrer Manchenillenbaum, der bekanntlich eins der furchtbarsten Gifte enthält.
- Tanroujou.** Eine knotige Frucht. Eine Gattung des Benzoin.
- Tavoutala.** Kleines Zwiebelgewächs von der Orchisgattung. Die Blüthe ist blaßveilchenblau (gris de lin.)
- Tchilorou.** Weiße Tulpe.
- Tchinghit.** Bohne mit gelben Blüten. Eine Art Colutea.
- Tchouti-morou, oder Ranou.** Ein Kraut mit kleinen Schötchen.
- Tchouvi-ovi.** Eine Art Ipekakuanha; Periploca.
- Tevarte.** Pyramidalischer Strauch, mit natürlichen Absätzen, als wäre er so geschnitten.
- Tevartna.** Mitten im Walde zeigt dieser Baum gleichsam die Symmetrie der Kunst. Er scheint mit Fleiß zur Pyramide mit sieben Absätzen oder Stufen geschnitten zu seyn; seine dichtbelaubten Zweige stehen wagerecht um den geraden, glatten Stamm, und geben ihm ein seltsames Ansehen. Zur Verzierung ist es vielleicht der schönste Baum, den ich kenne.
- Teulon-gouala.** Ein Gesträuch, dessen wohlriechende Blätter die Madekassen zu ihren Kopfkissen brauchen. Es

wird etwa vier Fuß hoch, und hat eine bittere, sichte, würzhafte Frucht.

Thipoulou-pouli.

Timbalave. Gestrauch mit weißer, nachensförmiger Blüthe.

Tocamboudi. Kleiner Palmaum mit großen, an ihrer Spitze getheilten Blättern.

Tongou-hintchi.

Tongouna-lein-rein. Eine Art Münze (Mentha).

Tortlas. Eine Art Lorbeerbaum, mit würzhafsten Blättern und Beeren.

Toumonnam. Ein Baum, der auf dem Gipfel der Gebirge wächst. Sein rothes oder braungelbes Holz wird zu Tischlerarbeiten gebraucht; auch werden Wurfspeiee daraus gemacht. Es ist sehr schwer.

Tougnounan. Das Holz dient, um Hefte oder Handgriffe an den Wurfspeien daraus zu machen. Die Blüthen sind glockenförmig.

Toulouc. Ein kleines Gestrauch, welches in allerlei Boden fortkommt. Die Frucht ist unter dem Namen Erdbeere von Madagaskar bekannt und hat einen angenehmen Geschmack, weshalb sie sowohl von den Europäern als den Malegaschen geschätzt wird.

U. V.

Vaquinang-boua. Strauch mit haarigen weißen Blättern und weißen Blüthen. Die Wurzel heilt Wunden.

Vaing-bare. Schlingepflanze; haarige Blätter, weiße Blumen.

Vaint-sombou. Ein Kraut, welches dieselbe Kraft hat, wie das Sananamou-Batu, die Fische zu betäuben.

Vangoui-nangboua.

Varou. Eine Art Malve.

Velouzier. (Sammtpflanze). Pittonia *)

*) Vermuthlich *Tournefortia*. Linn. G. S.

Via-Fourchi. Holzige, schlängelnde Pflanze. Die Frucht ist von einem sternförmigen Reich umgeben.

Voai-marang. Ein Strauch, dessen Rinde den Bauchfluß stopft.

Voantlisan. Ein stacheliger Baum, der nur an der Krone Blätter hat.

- Kogniz-dosong.* Eine Schmarogerpflanze, deren Blätter denen der Lilie ähneln. Ihre Blüthezeit kündigt den Wallfischfang an. (Wie das Fanpechourou.)
- Vokan-silan.* Ein zwölf Fuß hoher Baum. Sein mit Dornen besetzter Stamm ist gerade; seine Blätter schön grün, fünfstehalb Zoll lang und drittelhalb Zoll breit. Der Stamm trägt keine Blätter, hingegen ist die Krone wohl damit versehen und vollkommen rund. Die Holztauben lieben die Frucht dieses Baums, welche sonderbar gestaltet ist.
- Volang-bondi-pouni.* Rothes Holz, welches je älter je schwarzer wird, und zum Färben gebraucht werden kann.
- Vongo.* Ein schöner Baum, dessen Frucht *Vaassou-voura* heißt. Aus den Einschnitten fließt ein gelbes Gummi.
- Voua-assim.*
- Voua-azigué.* Der geradeste und höchste Baum in Madagaskar. Er ist merklich höher, als alle übrigen Bäume. Sein gelbes, schweres, hartes Holz wird zum Bau der Häuser gebraucht und bildet gewöhnlich den Kiel der großen Kanots. Das Harz, welches aus diesem Baume fließt, ist gelb wie Bernstein, aber klebrig und ohne Geruch. Die Malegassen erhalten aus diesem kostbaren Baum noch ein sehr klares Oel, welches sehr wohl schmeckt, so lange es frisch bleibt. Dem Reiß beigemischt, macht es diese Speise schmackhafter, und daher bereiten die Insulaner meistens ihren Reiß damit.
- Voua-farre.* Eine Art Buchs, dessen würzhafte Frucht essbar ist.
- Voua-hintchi.*
- Voua-honda.* Eine große, der Mango ähnliche Frucht, länglich, walzenförmig, wohlriechend, mit zertheiltem Kern und einander gegenüber stehenden Blättern.
- Voua-Lomba.* Frucht einer Rebe, welche die Europäer allein übrigen (Malegassischen) vorziehen, und ihr deshalb den Namen Weintrauben von Madagaskar geben. Sie hat aber dennoch einen etwas scharfen Geschmack. Die Pflanze stirbt jährlich ab; ihre Wurzel ist eine Art von Yams. (*Dioscorea?*)
- Voua-macaliong.* Eine Art Taarin*), aus welchem man Oel erhält.

*) Etwas verdruckt für Tamarin (Tamarinde)?

- Voua-malim.* Eine Schote, welche Seidenwatte enthält. (Apocynum?)
- Voua-mandroucou.* Blütensträuße brechen aus dem Stamm hervor; die Blumenkrone hat spiralförmig gedrehte Blätter.
- Voua-ména.* Korallrothe, süße Frucht; rothes Holz und rothe Blätter.
- Voua-mitsa-voi.* Ein Aker.
- Vouang-pin-léla.* Blätter wie der Zimmtbaum, ohne Geruch.
- Vouang-taé.* Quittenapfel.
- Vouang-titirang.* Nuß mit gelber, haariger Schale.
- Voua-rougni.* Eine Art Manglesbaum (Rhizophora) des frischen Wassers.
- Voua-sevarantou.*
- Voua-sévérantou.* Kleiner krautartiger Baum, der sechs bis sieben Fuß hoch wird und weißes Holz hat. Er wächst gemeinlich im Sande.
- Voua-sourindi.* Großer Baum, der kleine rothe Blüten in großen Büscheln trägt.
- Voua-tingui-lé-pas.* Grüne Frucht, deren Mark sich in Blättern, wie Kronenblätter, von einander giebt, so daß inwendig die Samenkörner in einem abgestumpft dreieckigen Beutel zu sehen sind.
- Vua-carabo.* Große, platte Kastanie, die auf einer Schlingepflanze wächst.
- Vua-fao.* Eine Art Sagupalme.
- Vua-he-taitsou.*
- Vua-he-taitchou.* Eßbare Frucht.
- Vua-hia-vavé.* Schlingepflanze mit weißen weiblichen Blüten.
- Vua-honda.* Frucht in Gurkengestalt mit einem Geruch von Quitten.
- Vua-Khicafon.* Kleine Frucht, wie der Mangustan. (Etwa Mangustan; *Garcinia mangostana*?)
- Vua-mourucung.* Schlingepflanze mit Tamarindeblättern und einer bohnenähnlichen Frucht.
- Vua-nambouavon.* Rothe Frucht in Büscheln. Beilchenfarbene Blüthe; weißliche, paarweis gestellte Blätter. Man braucht sie bei Geschwüren und wenn man sich geschnitten hat.

- Vua-Nantoula.* Enthält einen großen Kern, in Gestalt der Sapotillenkerne, nur viel dicker.
- Uvang-biri.* Schlingepflanze mit großen viereckigen Schoten, deren Bohnen gegen die Hämorrhoiden gebraucht werden.
- Vua-rha.* Eine Art Feigenbaum mit essbaren Früchten.
- Vua-rozan.*
- Vua-tani.* Seine Blume ähnelt der des Chinesischen *Li-hoa*.
- Vua-tchirié.* Eine Art *Vacoua*, mit langen, schmalen Blättern; *Pandanus odoratissima*, *Linn.*
- Voua-toudingha.* Eine Frucht, die dem *Pipar* von China ähnlich ist.
- Vua-toutouc.* Gesträuch mit rothen essbaren Früchten, die wie Erdbeeren schmecken.
- Vuendrang.* Eine Art *Galanga*.

Z.

- Zavin-raven.* Ein Baum von mittlerer Höhe, nicht sehr stark belaubt; sein Stamm ist mit Knoten besetzt, die Rinde grau das Holz weiß. Er wächst in den Sümpfen.

In dem vorstehenden Verzeichnisse der Bäume und Pflanzen von Madagaskar erwähnte ich nicht die Ananas, die Wassermelonen, den weißen Pfeffer, die Pisangs, den Indischen Safran (*Kurkuma?*), die großen Kardamomen, den Ingwer, die *Veronica*, die *Vesicaria*, den Portulak, das Basilikum, den Aster, die Brède, die Enziane? (*Genziane*) die *Colutea*, die Wasserlilie &c. — Was die Thiere von Madagaskar betrifft, so hat mir *Flacourt* nichts Wichtiges davon zu sagen übrig gelassen.

Beschreibung

eines Palmbaums, der eine sonderbare und in Indien unter dem Namen Kokosnuß der Maldiveninsel sehr berühmte Frucht trägt.

Der Palmbaum, welcher diese genannten Kokosnüsse der Maldiven oder auch Seekokos trägt, wird vierzig bis fünfzig Fuß hoch. Seine Krone besteht aus zehn bis zwölf gestreckten Palmblättern, die zwanzig Fuß lang sind. Die Gestalt dieses schönen Baums läßt sich daher mit einem großen Fächer vergleichen, und Kräuterkenner setzen ihn auch in das Geschlecht der Weinpalme oder Fächerpalme (*Borassus*). Jedes große Palmblatt steht auf einem sechs Fuß langen Blattstiel, der am Rande ausgeschweift ist.

Unter den Achseln der Blätter kommt ein Büschel (*panicule*) hervor, dessen Zweige an ihren Enden die weiblichen Blüten tragen. Der reifende Fruchtknoten verwandelt sich in eine kugelförmige Frucht, die acht bis zehn Zoll im Durchmesser hat. Die äußere Schale ist dick und faserig, wie an der gemeinen Kokosnuß; die Gestalt der Nuß hat etwas Sonderbares*). Inwendig ist sie mit einem milchichten, aber bitter und widerlich schmeckenden Saft angefüllt. Der Stamm dieser seltenen Palme ist vom Stamme der Kokospalme wenig verschieden, sondern nur härter und dicker. Die Palmeninsel**) ist damit gänzlich bedeckt, ohne daß man sie auf einer der benachbarten Inseln, oder sonstwo an irgend einem bekannten Orte fände. Wahrscheinlich kommen also die Nüsse dieser Art, die man zufällig auf den Maldiven antrifft, von der Palmeninsel, ungeachtet sie gegen dreihundert

*) Sie besteht aus zwei länglich nierenförmigen, an einer Seite etwas platteren, an der andern convexen Hälften, die in der Mitte an einander gewachsen sind. G. S.

*) Eine von der Gruppe der Seychellen, nordwärts von Madagaskar und Isle de France. G. S.

Seemeilen weit von einander entfernt liegen. Diese Bemerkung kann dazu dienen, die Richtung der Strömungen in jener Meeresgegend bekannt zu machen.

Die Indier schreiben diesen Nüssen große Heilkräfte zu, weshalb sie auch bei den ältern Botanikern unter dem Namen *Nux medica* vorkommen. Wenn man den Aerzten in Asien Glauben beimißt, so ist diese Nuß nicht nur antiskorbutisch, sondern sie heilt auch die Lustseuche aus dem Grunde, und ihre Schale wird für ein wirksames Gegengift gehalten. Die Indischen Prinzen lassen sich Trinkgeschirre daraus machen, die jederzeit mit Gold und Edelsteinen mehr oder weniger besetzt und verziert sind. Man hielt auf diese Nüsse in ganz Asien so viel, daß es vor dem Jahr 1759, wo man sie auf der Palmeninsel entdeckte, nichts ungewöhnliches war, das Stück mit 10,000 Livres (ungefähr 2500 Rthlr.) zu bezahlen.